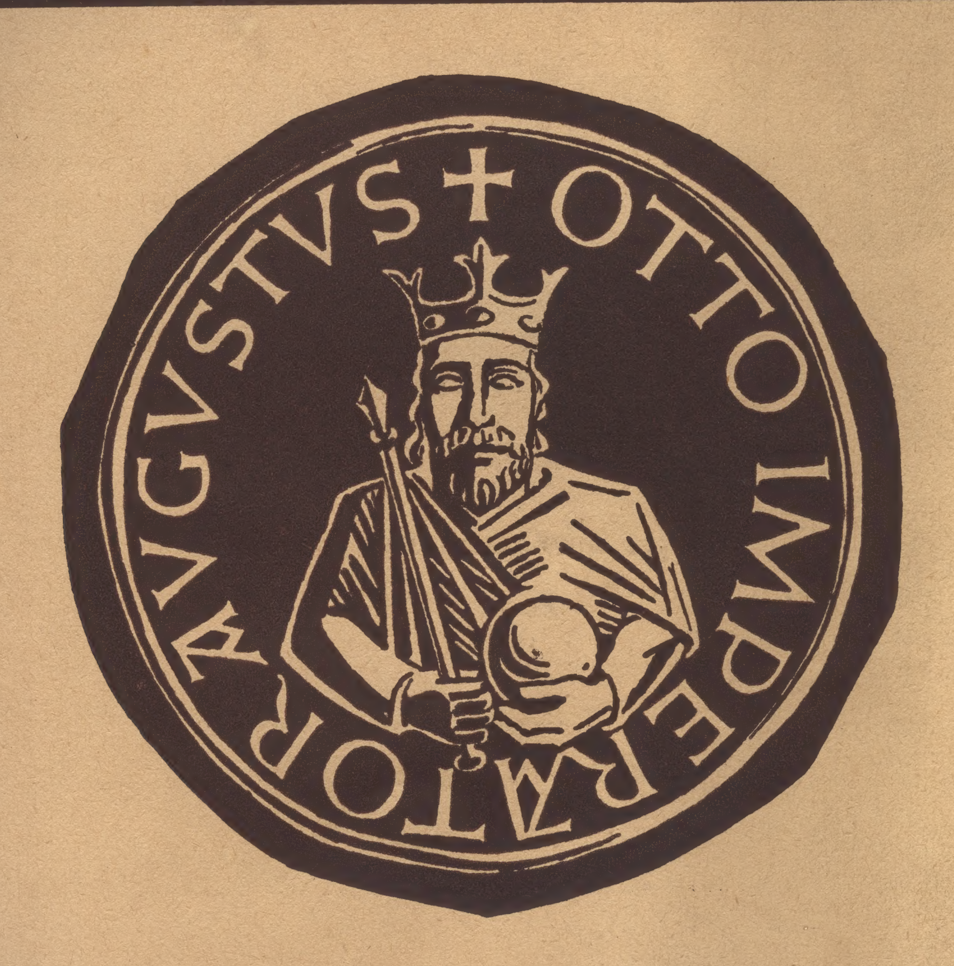


BERLIN, JANUAR 1936 · III. JAHRGANG 1. FOLGE

PREIS 15 RPF.

DER SCHULUNGSBRIEF



REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP
UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT



BERLIN, JANUAR 1936 • III. JAHRG. • 1. FOLGE

Der Schulungsbrief

Reichsschulungsamt der NSDAP. und der DAF.

Aus dem Inhalt:

Alfred Rosenberg: Houston Stewart Chamberlain

Der Seher einer deutschen Zukunft

Chamberlains Weg zum Deutschtum ist ein Beispiel geheimnisvoller Schicksalsfügung und von ihm auch stets als eine solche empfunden worden. Väterlicherseits entstammt er einer altenglischen Familie und nennt Seefahrer und Feldmarschälle unter seinen Vorfahren; mütterlicherseits ist er schottischer Herkunft. Als ihn Lenbach auf seinen skandinavischen Typus aufmerksam macht, ergibt eine nähere Nachforschung, daß ein Zweig der Chamberlainschen Familie nach Lübeck weist und von da nach Schweden und Norwegen. Chamberlain ist zwar in England geboren, kam aber nach dem – ein Jahr nach seiner Geburt – erfolgten Tode seiner Mutter zu seiner Großmutter nach Versailles. Er wuchs also ganz in französischer Umgebung auf, sprach Französisch fast als seine Muttersprache und hat gewisser Eigenheiten des Französischen stets mit großer Dankbarkeit gedacht; er erklärt, die Schlichtheit und Anspruchslosigkeit der Franzosen habe sie seinem Herzen immer teurer gemacht, trotz der „erbärmlichen Gauner", die über sie regieren. Das streng englische Haus der Großmutter verhinderte jedoch, daß Chamberlain „ein kleiner Franzose" wurde; hier galt nur England, es wurde nur Englisch gesprochen. Alle Besucher spotteten einmütig über Frankreich, setzten französische Geschichte und Kultur herab und kannten immer wieder nur eins: England. So rangen von frühester Jugend bereits zwei Mächte um die Seele Chamberlains.

Die vielen Hunderttausende, welche in den letzten Jahrzehnten nur seine Werke gelesen, von den persönlichen Schicksalen aber nichts oder doch nur wenig gewußt hatten, hat Chamberlain erst 1918 in seinen „Lebenswegen" einiges erzählt; sie sind das ergreifende menschliche Bekenntnis eines Mannes, den eine undankbare, undeutsche Welt heute glaubt, vergessen zu dürfen. Wir erfahren, daß Chamberlain schon früh an nervösen Erkrankungen litt, bei feurigem Temperament doch die Einsamkeit über alles liebte, und daß scheinbar geringfügige Ereignisse der Jugend zu Wendepunkten seines Lebens wurden.

In Ems erlebte er zum erstenmal Deutschland! Nicht das Deutschland der Handlungsreisenden und Fabrikdirektoren, auch nicht das Deutschland der Phantasten und materialistischen Kathedergrößen, sondern das heroische Deutschland. Chamberlain war zufällig Zeuge der geschichtlichen Begegnung Kaiser Wilhelms I. mit Benedetti; er erlebte dann, daß das Volk aufstand wie ein Mann, er fühlte ein Herz in allen Millionen schlagen und dies Ereignis eines aufsteigenden Heroismus bildete den Auftakt zu seiner „Einführung in die Welt des Deutschgedankens". Mit Feuereifer begann er die deutsche Sprache – die er später wie nur wenige meisterte – zu erlernen. Ein deutscher Lehrer (Otto Kuntze), dem er sein Leben lang die Freundschaft bewahrt hat, vermittelte ihm über die Sprachstunden hinweg eine Erziehung zu disziplinierter Arbeit . . .

1873 soll Chamberlain nach England zurück; für immer. Die Krankheit zwingt ihn aber nochmals nach Europa. Ohne diese Krankheit wäre der Bayreuther Seher englischer Offizier geworden, wäre nach Indien gegangen und hätte freudlos sein Leben beendet. So aber wollte es das Schicksal anders – in Übereinstimmung mit dem innersten Willen – und die „entscheidende Wendung" in Chamberlains Dasein, das Bekenntnis zum „deutschen System", konnte sich vollziehen. An dieser Wendung hat die Musik ihren starken Anteil. So fand der Engländer H. St. Chamberlain durch die Musik den Weg nach Bayreuth und dadurch auch den Weg ins Heimatland der Deutschen.

Damit war die Hinwendung zum Deutschtum entschieden: „Dieser Vorgang" – sagte Chamberlain – „geschah rein instinktiv und ist für mich selbst in seinen bestimmenden Veranlassungen bis zum heutigen Tage (1917) ein Geheimnis geblieben. Ich stammelte erst ein gebrochenes Deutsch und schon empfand ich diese Sprache als die meinige; ich kannte nur die Jungfrau von Orleans, Egmont und einige Gedichte – und schon war mein Herz deutscher Poesie gewonnen." Mit Wagner trat nun

Chamberlain eine vollentwickelte und vollbewußte Kraft aktivsten Deutschbewußtseins entgegen. Sie rang gegen eine ganz mechanisierte Welt um Geltung; sie träumte und lehrte nicht nur, sondern sie lebte und gestaltete.

Wie einst Thomas Carlyle auf das „große fromme Deutschland" blickte im festen Glauben, durch das deutsche Volk eine sittliche Weltidee verkörpert und verteidigt zu sehen, so war dieser Glaube auch die tragende Kraft jenes Engländers, der über französische Erziehung den Weg fand zum Herzen der deutschen Nation. „Unstreitig ist der ganzen Anlage des Deutschen eine große, anderen Nationen kaum erkennbare Aufgabe vorbehalten," dieses Bekenntnis Wagners, verbunden mit seiner Ansicht, die Deutschen seien „zu Veredlern der Welt bestimmt", wurde zur alles ertragenden Kraft der Chamberlainschen Seele.

Selbst wenn sonst alles falsch gewesen wäre, was Chamberlain in seinem Leben gelehrt hatte, das Größte blieb immer noch unangetastet: der durch nichts zu beirrende Glaube an das deutsche Volk. Als Deutschland im Weltkriege stand gegen den halben Erdball, sind aus der stillen Krankenstube feurige Worte hinausgegangen an alle Fronten. In Hunderttausenden von Stücken predigten Chamberlains Flugschriften immer wieder: Glauben und Sieg; Dienst dem deutschen Freiheitsideal durch Machtentfaltung; den Willen, Hammer zu sein und nicht Amboß. Auf die Frage eines Amerikaners, wie lange der Krieg wohl dauern könnte, antwortete Chamberlain: „Ein Jahrhundert; vielleicht zwei Jahrhunderte.". Er hatte es als einer der ganz wenigen in Deutschland begriffen, daß tatsächlich ein großes Ringen um alles begonnen hatte, offene Formen anzunehmen.

Immer wieder bemüht sich der Seher von Bayreuth, dem deutschen Volk die Kraft der Seele zu wecken für den weltgeschichtlichen Kampf, den es führte. In erster Linie sei die Einsicht notwendig, „daß der Kampf, in dem wir jetzt seit etwa zwanzig Jahren stehen, und in dem wir voraussichtlich noch lange stehen werden, im letzten Grund ein Kampf der Seelen ist, und insofern zugleich ein Kampf der Ideale".

So sehr Chamberlain von seinem Krankenlager aus die Seele des deutschen Volkes aufzurichten bemüht war, so hat er doch die Gefahren, die drohten, deutlich gesehen und auf sie hingewiesen. Auch mit einer Niederlage mußte er rechnen. Hier zeigte sich nun die ganze Größe seines Glaubens, der übergehen muß in das Herz eines jeden Deutschen. Chamberlain wußte, daß alles Menschenmögliche geschah, um Deutschlands Sieg herbeizuführen, „ich weiß aber, welche Rolle unscheinbare Nebendinge, Zufälle, wie man sie nennt, in der Geschichte gespielt haben . . . Wahre Demut heißt, auf alles gerüstet sein; wissen wir denn, was schwerer zu tragen sein wird: Niederlage oder Sieg?"

„Aber, aber . . . wie soll ich's sagen? . . . ich fürchte, ich werde nun doch unlogisch oder gar unfromm: eine Niederlage der Deutschen könnte ich nur als hinausgeschobenen Sieg betrachten; ich würde mir sagen: die Zeit ist also noch nicht reif, es gilt, das Heiligtum noch weiter im Kreise des engeren Vaterlandes treu zu hüten. Denn Deutschland allein unter allen Nationen wahrt heute noch ein lebendiges, entwicklungsfähiges Heiliges . . ."

Als er im Jahre 1899 sein bahnbrechendes Buch, die „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", in die Welt hinaussandte, machte er in dieser großartigen Schöpfung das arische Europa, besonders aber Deutschland, das in Anbetung von Technik, Juristerei, Weltwirtschaft und Handel versunken war, auf die verborgenen Quellen seines Seins aufmerksam, fegte den Schutt der Jahrhunderte vom Urgestein der germanisch-abendländischen Kultur, zugleich aber erhob er an der Hand Kants, Goethes und anderer Größten die weltweite Vernunft zur Gebieterin über den herrschenden kahlen Verstand, er blies den Staub aus den Bibliotheken und öffnete weit die Fenster mit dem klaren Fernblick über die Länder. Diese Versöhnung des Geheimnisvollen mit dem Hellbewußten erscheint mir als eine der größten Taten, die das deutsche Volk in der Gestalt seiner Besten, H. St. Chamberlain zu verdanken hat.

Deutsche Geschichte und Herkommen haben gewiß viele verdienstvolle Männer geschildert. Mit Verehrung nennt Chamberlain immer wieder Ranke, Lamprecht, Treitschke; ihnen und

vielen anderen danken wir ein farbenreiches Bild, nicht nur der deutschen Vergangenheit, sondern auch Richtlinien für unsere Zukunft. Und doch bedeutete die Tat Chamberlains eine neue Wertung. Dadurch aber entstand auch eine neue Beziehung zwischen den Ereignissen, die Gestalten der Geschichte standen plötzlich in einer anderen Perspektive und in anderer Beleuchtung vor uns: die Germanen (im Sinn der Slavo-Keltogermanen) als Schöpfer und Gestalter einer neuen Welt. Das ist das Thema von Chamberlains Gesamtwerk gewesen.

Ich wüßte nicht, wer das innerste Getriebe der beiden großen Deutschen Kant und Goethe gleich tief erfaßt und dargestellt hätte, wie Chamberlain. Er verbindet mit einer klaren, hohen Intelligenz eine zarte, feine Seele, die bei aller feuriger Kampfeslust doch durch alle Werke hindurchscheint und erst angesichts der Ewigkeit — bei der Schöpfung von „Mensch und Gott" — sich der Welt etwas offener mitteilte. Im „Kant" schildert er nicht dessen Gedanken, sondern sein Denken, stellt die Persönlichkeit Kants vor die Persönlichkeit anderer fünf Weltweisen, wie vor Spiegel, so daß Kant immer plastischer, klarer, greifbarer wird, die „Persönlichkeit als Einführung in das Werk". Ob Chamberlain Kants konstruktive Phantasie am Beispiel der Westminster-Brücke, des Bildes vom focus imaginarius, an der Hand der Bruno'schen Scholastik oder mit Hilfe der Descartes'schen Mathematik darstellt, letzten Endes geht alles auf „weißes Licht, auf Klarheit und Größe" hinaus.

Auch hier steht Chamberlain in der Stellung eines vollbewußten Mittlers. Engstirnige Spezialitäten-Wissenschaftler hatten sich von der Erkenntniskritik und tiefdemütigen Weltweisheit, wie sie das Geschlecht der Karl Ernst v. Baer, der Cuvier noch besaß, ebenso entfernt wie die kirchlichen Priester von der echten christlichen Religion deutsch-mystischer Prägung. Die großen Denker entschwanden dem deutschen Volk nach und nach immer mehr, die religiösen Genien kannten nur noch wenige. Hier schlug ein Mann die Brücke von Wissenschaft und Erkenntniskritik zum Leben und wies darüber hinaus auf die verborgen sprudelnden Quellen unseres Daseins. Chamberlains Lebenswege seines Denkens und Ahnens gingen also von den tiefsten Quellen unseres Seins zu den höchsten luftverdünnten Höhen der Vernunft. Was er umfaßte, das war das gesamte Deutschtum.

Chamberlains Arbeit ist nicht umsonst gewesen. Denkt man sein Werk hinweg aus der Geistesgeschichte der letzten drei Jahrzehnte des deutschen Lebens, so würde eine furchtbare Öde an seiner Stelle herrschen. Der feurige Kampfruf an die Feinde des deutschen Volkstums und an die verknöchernde Gelehrsamkeit hatte doch ein starkes Echo hervorgerufen und zauberte die aufgescheuchten Pharisäer und Schriftgelehrten aus allen Lagern auf den Plan. Diese haben nichts unversucht gelassen, Mann und Werk niederzudonnern. Es war doch vergebens. Die besten Deutschen haben wieder frei Atem schöpfen können und den Evolutionspäpsten, die das monistische Jahrhundert einläuteten, ebenso frei ins Auge sehen können wie den kirchlichen und politischen Dunkelmännern. Die Fahne des Deutschbewußtseins, wie sie einst Martin Luther fromm und bewußt in die Hand genommen hatte, die dann in der Hand Friedrichs des Einzigen flatterte, niedersank, von Bismarck-Moltke wieder hochgerissen wurde, sie wurde vom zarten und doch feurigen H. St. Chamberlain hinübergerettet ins 20. Jahrhundert.

Houston Stewart Chamberlain geb. 1855, gest. 9. 1. 1927. — Lebte seit 1908 in Bayreuth. — In zweiter Ehe mit Richard Wagners Tochter Eva verheiratet.

Seine Werke: „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" (1899—1901; Volksausgabe 1923), eine Kulturgeschichte der arischen Rasse. „Arische Weltanschauung" (1905), „Rasse und Nation" (1918), „Rasse und Persönlichkeit" (1925). „Immanuel Kant" (1905), „Goethe" (1912). — Im Weltkrieg setzte er sich mit mehreren Schriften, „Die Zuversicht" (1915), „Deutsches Wesen" (1915), „Politische Ideale" (1915), „Ideale und Macht" (1916), „Der Wille zum Sieg" (1917) für den deutschen Sieg ein. — Außerdem schrieb er eigene Dichtungen: „Parzifal-Märchen" (1900), „Drei Bühnen-Dichtungen" (1902), „Kriegsaufsätze" (1914 bis 1915). „Lebenswege meines Denkens", eine Selbstbiographie (1919).



H. ST. CHAMBERLAIN

Aufn.: Scherl



Gruft Friedrichs des Großen in Potsdam

Aufn.: Scherl

Mahnmale deutschen Werdens

Wir wollen Grabmonumente und Kriegerdenkmale aufsuchen, die der Nation heilig sind als Erinnerungsplätze der Hingabe des persönlichen Ich an das nationale Wir der völkischen Gemeinschaft.

So sammeln wir uns zur 150. Wiederkehr der Jährung seines leiblichen Todes an der Gruft des größten Königs der Geschichte, um von dort einen Marsch anzutreten durch die deutschen Gaue hin zu den Monumenten, die um der freien Zukunft des Reiches willen von Jahr zu Jahr mehr Sammelstätten völkischer Gemeinschaft werden.

Die Male sollen auch an dieser Stelle durch ihr Bild Mittler werden zur immer reiferen Erkenntnis des Geistes jener Männer, der als ein kostbares Erinnerungsgut dauernder denn Erz im deutschen Volke liegt und wirken muß. Und heute, wo es uns um das „Ausreifen des inneren Menschentums der Ehre" geht, ist gerade die Erinnerung besonders wertvoll, die uns an jenen König bindet, der keine Ehre als allein die der Pflichterfüllung kannte und auch im segensreichsten Wirken für sein Volk keine Liebe vor die Nationalehre gestellt hat. Friedrich der Große ist ein König, in dessen Persönlichkeit uns in allen Lagen seiner Regierung der Mann und Mensch nicht weniger als der Herrscher groß erscheint und Vorbild bleibt. Ist es nicht auch für unseren revolutionären Weg durch die Gegenwart eine Erinnerung und Mahnung an die eigene Haltung, wenn der beste Biograph Friedrichs, Thomas Carlyle, von ihm schreibt: „Wie dieser Mann, der noch dazu von Amt ein König war, sich im achtzehnten Jahrhundert benahm und es bewerkstelligte, nicht ein Lügner und Carlatan zu sein, wie sein Jahrhundert es war, das verdient ein wenig von Menschen und Herrschern gesehen zu werden und dürfte schweigend lehrreiche Bedeutungen in sich haben..." Das wollen wir beherzigen!

Wow.

F. H. Woweries

Von Jahr zu Jahr

Der Politische Leiter in der Gegenwart

Denn der Mensch, der zu schwankenden Zeiten auch schwankend gesinnt ist / Der vermehrt das Übel und breitet es weiter und weiter / Aber wer fest auf dem Sinne beharrt / Der bildet die Welt sich / Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung / Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin / Dies ist unser! So laß uns sagen und so es behaupten / Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen / Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder / Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen Goethe.

Von Monat zu Monat haben wir an dieser Stelle das Wachsen und Werden des nationalsozialistischen Wollens betrachtet. Leicht wäre es, nun eine Bilanz des Jahres aus der Übersicht der Monate zu bilden und sie als einen grandiosen Triumph des neuen Reiches herauszustellen. Es kann ja nicht behauptet werden, daß der nationalsozialistische Staat über seine erfolgreich gelungenen Maßnahmen mehr laut werden läßt, als das November-System allein über seine selten durchgeführten, zuweilen schön anzuhörenden Absichten und Pläne in einer von Wahlkampf zu Wahlkampf wachsenden Lautstärke hinausposaunen ließ.

So hat die Tagespresse das Recht und die Pflicht, gelegentlich des Jahresendes 1935 und darüber hinaus zum dritten Jahrestag der Machtübernahme Übersichten zu geben, die allen zeigen, was schon geschafft worden ist. Jeder deutsche Mensch muß bei der Betrachtung dessen, was hinter uns liegt, vor allem empfinden, daß es eine selten hohe Auszeichnung ist, in einer solchen Gegenwart leben zu dürfen. Leben in der Volkskameradschaft aber heißt dienen. Nichts ist falscher, als die Erkenntnis der Erfolge umzuwandeln in die Spekulation auf eigene Vorteile, nichts ist richtiger als die Erkenntnis, daß wir noch immer erst am Anfang stehen. Diesem Wissen muß die Haltung des deutschen Menschen entsprechen. Hilfe sein, nicht Hilfe brauchen, ist die Losung. Die klare Idee eines rassischen Weltbildes läßt uns bei der Betrachtung der weltpolitischen Spannungen immer deutlicher erkennen, daß die Zukunft vielleicht schon in gar nicht allzu ferner Zeit beweisen wird, wie sehr der Weltkrieg trotz seiner Größe doch nur Anfang einer Reihe schwerwiegender weltpolitischer Entscheidungen war, die erst beginnen aber von unabsehbarer Tragweite für das Dasein und die Beziehungen der Völker werden können. Die vorgefundene Not im eigenen Land und alle damit verbundenen wichtigen Aufgaben sollen uns nicht übersehen lassen, daß die Mission der nationalsozialistischen Idee auch über die innerpolitischen Aufgaben hinaus nach wie vor einen Kräfteeinsatz erfordert, der von uns allen das Äußerste an Hingabe und Bereitschaft verlangen muß. Wohl hat das Jahr der Freiheit die historische Garantie dafür gegeben, daß „die fürchterliche Bewegung" vom deutschen Volke nicht mehr weitergeleitet wird, aber das feste Beharren auf dem Sinne dessen, was der Führer uns gab, auf dem, was wir heute als freie Deutsche wieder unser nennen können, verlangt unablässigen Einsatz. Tausendmal hat die Bewegung zum Ausdruck gebracht, daß hierbei nicht der gute Wille schlechthin genügt, sondern auch die Richtigkeit des Einsatzes notwendig ist. Nur der alte Kämpfer ist ehrenwert, der weiter Kämpfer bleibt. Dazu ist das ständige Revidieren unseres Tuns und Denkens erforderlich. Jedes Wachsen bedarf der Zucht. Niemand komme mit der Entschuldigung, hierfür keine Zeit zu haben. Solange wir als Menschen jeder

einmal Zeit zum Sterben haben müssen, haben wir auch Zeit zu finden zum inneren Ausrichten des eigenen Lebens an der gemeinsamen Idee und ihren weltanschaulichen und politischen Erfordernissen. Nicht umsonst spricht Dr. *Ley* immer wieder vom „*Einexerzieren*" der Weltanschauung und nicht umsonst wirkten seine Reden auf der letzten Leipziger Tagung für die gegenwärtigen Verhältnisse gleichsam wie ein Motorpflug auf verkrustetem Ackerboden. Hier wurde gezeigt, daß die Bewegung auch als Massenorganisation keine Verhärtung ihres weiten Arbeitsfeldes zuläßt. Und der *Führer* hat in Nürnberg die grundsätzlichen Richtlinien dazugestellt mit der Weisung, daß extreme Auffassungen und einseitige Doktrinen auf den realen Boden der Synthese zurückgeführt werden müssen. So ist es an der Schwelle eines neuen Jahres angesichts der Rückschauen und Ausblicke notwendig, uns auf die Kraftquellen des nun schon vergangenen und des vor uns liegenden künftigen Werdens zu besinnen. Dem aktiven Nationalsozialisten und dem ehrlich unserer Weltanschauung zustrebenden Volksgenossen ist es nicht Triumph, sondern Verpflichtung, wenn der *Führer* sagte:

„Das möge jeder in Deutschland bedenken: die nationalsozialistische Partei hat Ungeheures geschaffen. Nicht unsere Wirtschaftsführer, nicht unsere Professoren und Gelehrten, nicht Soldaten und nicht Künstler, nicht Philosophen, Denker und Dichter haben unser Volk vom Abgrund zurückgerissen, sondern ausschließlich das politische Soldatentum unserer Partei."

Aus der in diesen Worten liegenden Verpflichtung kommt die Aufgabe, die klar gezeigte Energiereserve unseres staatspolitischen Werdens in einem ständigen Wachsen ihrer geistigen Substanz zu erhalten. Der Politische Leiter darf sich nicht mit der zuweilen geäußerten resignierenden Erkenntnis begnügen, „*nun schon jahrelang von der Substanz gezehrt zu haben*". Wer diese schwerwiegende Erkenntnis auf sich beruhen läßt, ohne für seine Person die entsprechenden Folgerungen zu ziehen und Möglichkeiten der Information mit der dienstlichen Überlastung irgendwie zu vereinbaren sucht, der schädigt die Partei, gleich ob er sich dessen bewußt ist. Ohne diese Arbeit am eigenen Ich kommt der volle Erfolg der dienstlichen Arbeit am Wir und am Unser des täglichen Wirkungskreises nicht zur letzthin nötigen Auswirkung. Wenn im Dezemberheft der Nationalsozialistischen Monatshefte Prof. Wolfgang Schulz, München, schreibt: „,*Einwärts*' ist der Name des Winters von alters her", so soll uns das heute einmal zwingen, uns selbst mit dem Wesen und der Haltung des Politischen Leiters zu beschäftigen, allerdings ohne hierbei die mathematische Präzision einer organisatorischen Begriffsbestimmung sprechen zu lassen. Hier soll mehr das umrissen werden, was der Reichsorganisationsleiter im Sängersaal der Wartburg den dreihundert dienstältesten Politischen Leitern zum Abschied sagte, als er dort unter dem Eindruck des erlebten Volksvertrauens vom *Mythus des alten Kämpfers* sprach. Vor zwei Jahren haben wir einen Eid geschworen:

> Wir schwören Adolf Hitler unverbrüchliche Treue, ihm und den mir bestimmten Führern unbedingten Gehorsam.

Diesen Eid vom 24. Februar 1933 wollen wir nie vergessen. Wir wollen auch nie vergessen, daß die größten Taten ohne Eide geleistet wurden. Massen sind in die Bewegung eingetreten und tragen unser Kleid, unsere Pflichten. Wenn wir *mit* dem Eid in der Macht so bleiben, wie wir *ohne* den Eid waren, dann wird die Masse zugleich durch uns und durch den Eid so wie wir. Wenn einmal Deutschland so sein wird, wie die, die so geschworen haben, dann haben wir der Geschichte das Recht abgezwungen zum triumphierenden Bekenntnis, aus dem Chaos Mitteleuropa einen Kosmos Deutschland geformt zu haben. Dazu gehören in zäher Folge sechs volle Tage höchster Arbeit und ein Tag des Ausschwingenlassens der Spannungen, gehört ein ständiges ganzes Ergreifen des Heute ohne die Hingabe an das Morgen zu verlieren. Ergreifen, das heißt sich nicht ergreifen *lassen*, heißt Stand zu behalten *über* den Dingen und heißt führen. Ergreifen der Dinge und Ergreifen der Seelen. Ergreifen der Dinge, das heißt Tagesarbeit, Tagesdienst und scheinbar kleine Dienstpflichten groß sehen. Ergreifen der Seelen, das heißt Beseelen der Herzen und Hirne, heißt predigen können, statt reden. Predigen heißt Innenschau durch seine Lippen gläubig wieder-

geben, statt Worte zu machen. Großes Sehen und ein weites Blickfeld finden können, das ist das Geheimnis der Persönlichkeit. In der Persönlichkeit liegt das Führertum, Führer predigen, Demagogen schwätzen. Geschäftemacher „klären auf". Am übelsten aber sind die Belehrer. Sie beginnen mit I ch und schließen mit M e i n und erwarten Huldigung. Der R e d n e r, der mit um die Macht kämpfte, den ließen Kampf und Innenschau zum Prediger werden, genau so, wie aus „unbrauchbaren" Zivilisten an der Front nicht selten beste Soldaten wurden und ein guter Soldat wohl einen guten Zivilisten, aber nicht immer ein guter Zivilist einen guten Kämpfer abgab. Ob einer aus unseren Reihen vortritt und predigt oder ob er redet, das zeigt, wie tief er die Bewegung sieht. Jeder sieht sie nur so tief, wie er wirklich in ihr und die Bewegung in ihm steht. Es kann einer noch so vielmals sagen: „Wir Nationalsozialisten" . . . ein Ohr, das hundert Gläser und Stuhlbeine splittern hörte und ein Auge, das einmal dem roten Mord auf das Letzte ins brutale Antlitz blickte, wird ihm den Nationalsozialismus doch nicht glauben, solange er nur redet. Wer nicht glaubt, kann noch soviel von Kampf und Opfer reden und zündet doch nicht. Unsere Predigt wirkt immer nur so kämpferisch, wie wir es selber sind in dem unablässigen Kampf nach innen, dem stummen Ringen gegen die eigenen Feinde im Ich. Nur wer diesen Kampf kennt, wer diesem Ringen immer wieder erneut entgegentritt und nicht in träger Bequemlichkeit, in Hochmut oder selbsttrügerischem „Keine Zeit" ausweicht, nur der ist wirklich ein Kämpfer. Nur solche Kämpfer können Prediger sein. Wo sie vom Kampf reden, tun sie es ohne Superlativ, sie entwickeln den unablässigen Wechsel von Erfolg und neuer Pflicht, ihre Rede bleibt, sie ist herb wie Soldatentum und will bejahen, weil die Revolution hinter uns liegt. Manchen hören wir heute noch von Revolution reden, der uns als den Trägern derselben, dieses gewaltige Wort für immer von der Zunge bannt. Ein Gauleiter schlug vor, daß allen Zivilisten der Gebrauch des Wortes Revolution zu untersagen sei. Möchten es die Zivilisten in Uniform doch zuerst aus ihrer fettigen Sprache fernhalten! Aber sie meinen, unsere Bewegung lasse ihre Schulzeit mit dem September 1930 oder gar mit dem Januar 1933 beginnen und sie, die „besonders Begabten" könnten mit diesem Einjährigenzeugnis auch zugleich ihre Reifeprüfung ablegen für den Politischen Leiter-Dienst. Der alte echte Revolutionär der Partei aber hüte sich, auf vergangenen Leistungen und gestrigen Äußerlichkeiten der Haltung zu erstarren, etwa wie mancher Bürger auf dem Staatsexamen. Der einzige Unterschied würde schließlich die gegensätzliche Wertung eines Gesellschaftsanzuges sein. Gold bleibt echt, ob es schöne Frauen tragen oder im ältesten Schutt gelegen hat, nur das Schwache unterliegt der Minderwertigkeit der Umgebung. Wahre Revolutionäre müssen auch dem Parkett gewachsen bleiben. Der Politische Leiter muß überall sein können und überall sein wollen ohne aufzufallen und ohne abzufallen. Ein Kulturwart etwa, der dem Politischen Leiter oder einem Gauredner nicht gestatten wollte, zehn Minuten Politik in den Hermann-Löns-Abend oder Fachzellenabend zu bringen, der hat sein Amt damit verwirkt. Mindestens solange, wie uns in allen Sondergliederungen Unterführer und Amtswalter fehlen, welche die Fähigkeit haben, jede, ob kulturelle oder geistig-wissenschaftliche oder wirtschaftliche Veranstaltung mit politischer Erziehung zu verbinden. Natürlich wäre es genau so falsch, in einer Kulturveranstaltung vom neuen Aktienrecht zu sprechen. Wer solche Verstöße begeht, zeigt, daß er die Vielseitigkeit einer totalen Weltanschauung nicht erkannt hat. Nur diese Kenntnis aus Erkenntnis gibt dem Politischen Leiter das innere Recht, Hoheitsträger zu heißen und überall dabei zu sein, wo in seinem Bereich Menschen beisammen sind. Es gibt für den Hoheitsträger der Partei in dem für ihn zuständigen Bereich keine „geschlossene Veranstaltung". Seine Teilnahme ist immer unabhängig von einer „Einladung". Sie muß auch in kleinen Einheiten als eine Auszeichnung empfunden werden. Wer als Politischer Leiter daraus aber eine Gelegenheit macht, sich als „kleiner Hitler" zu gebärden, wird bald fühlen, daß Bescheidenheit zum Führertum gehört. Wenn unbescheidene Schmarotzer und Nutznießer der Lage für den Tag einmal größeren „Erfolg" haben, denkt der Politische Leiter an das J a h r t a u s e n d, dessen Wesen er mitgestaltet.

Daß der Politische Leiter die Pistole erhielt,

wie zu allen Zeiten der freie Mann berechtigt stolz war auf sein Waffenrecht, hat uns sehr froh gemacht. Die Waffe, das höchste Recht des Mannes, soll uns heilig und rein bleiben wie die blutverwurzelte Ehre. Die Waffe soll dem Politischen Leiter aber auch so vertraut sein, wie der Unteroffizier vom Soldaten verlangt, daß ihm das Gewehr vertraut sein soll „wie eine Braut".

So sagte auch der gleiche Gauleiter: „Ich will lieber tausend Parteigenossen verhaften lassen, wenn es gilt, das Gedankengut des Führers rein zu halten . . ." Denn es war zuletzt ein kleiner Schritt vom Zeitgenossen zum Parteigenossen. Fast noch kleiner ist der Schritt vom Parteigenossen zum Amtsträger, groß aber und langsam ist der Weg vom Mitglied zum Nationalsozialisten und vom Nationalsozialisten zum Politischen Leiter. Der Unterschied ist der zwischen geflissentlicher Gleichschaltung und erkenntnisreicher innerer Umwandlung oder der zwischen zwei Mark Beitrag pro Monat und einer unermeßlich reichen Weltanschauung für das Leben. Verwurzelung einer Weltanschauung durch Erziehung, das ist unsere Aufgabe der Gegenwart. Sie kann nur durch Nationalsozialisten vollzogen werden. Wir wollen alle eine hohe Pflicht der politischen Leitung darin sehen, daß Nationalsozialismus nur durch Nationalsozialisten gelehrt wird. Soweit Weltanschauung lehrbar ist! Solche Lehrbefähigung ist unabhängig vom schulen, wie der Charakter etwa von der Trigonometrie. Dennoch braucht auch der zuverlässigste Charakter allein schon um der ordnungsmäßigen Einheitlichkeit der geistigen Ausrichtung willen, der steten Schulung in der Behandlung programmatischer Fragen, deren Richtigkeit ohne doktrinäre Verhärtung immer tiefer erkannt und immer einfacher erklärt werden muß. Unabdingbar bleibt dabei jede weltanschauliche Grundsätzlichkeit. H. St. Chamberlain schrieb einmal: „Würde auch bewiesen, daß es in der Vergangenheit nie eine arische Rasse gegeben hat, so wollen wir, daß es in Zukunft eine gebe; für Männer der Tat ist dies der entscheidende Gesichtspunkt." Was hiermit gesagt wurde in einer Zeit, als es noch keinen Nationalsozialismus als politisch-weltanschaulichen Willensträger der Nation gab, ist für alle anderen Gebiete ebenso grundsätzlich. Womit keineswegs gesagt ist, Dinge dauernd auf den Lippen zu tragen, die man vorerst besser nur im Auge behält. Schöpferisch große Reformatoren gibt es noch weniger als Revolutionäre dieser Art. Wer aber lehrt, ohne selbst lernen zu wollen, lehrt halb und erzieht noch weniger.

Verwurzelung der Weltanschauung durch Erziehung. Wir beginnen bei uns, wir setzen sie fort in uns und wir steigern ihr Erleben aus uns. Nur so kann es verstanden werden, wenn der schon zitierte H. St. Chamberlain den Satz prägte: „Wer aufrichtig und rückhaltlos den Bedürfnissen der eigenen Persönlichkeit gerecht zu werden trachtet, kann hiermit zugleich einer Allgemeinheit besser dienen, als wenn er sie zu belehren im Sinne gehabt hätte." Zur Persönlichkeit des Politischen Leiters gehört ein ständiges Bedürfnis nach dem inneren geistigen Ausbau seiner neuen Weltanschauung, mehr als anderen ward ihm gegeben „auf keiner Stufe zu ruhen". Erst die daraus erwachsenen geistigen Werte vereint mit der Erfahrung, der Disziplin und dem Erkennen der realen Lebendigkeit einer Idee, das erst ist gut genug, den Volksgenossen zu erziehen. Wer umgekehrt vorgeht, wird leicht mehr Beifall haben und wird sich vielleicht auch ein zustimmendes Publikum erziehen, wie einer, der sein Kind nur süß ernähren wollte. Wer aber ein neues Volk will, der will kein Publikum; wer erziehen will, fragt nach dem Ziel, nicht nach Beifall. Wo der Beifall anfängt, beginnt die Gefahr der Verziehung für beide Teile. Der echte Politische Leiter, gleich welchen Amtes er ist, will eine Gemeinde. Die politische Gemeinde wird aus der Andacht ihrer Weltanschauung zur Gemeinschaft ihres völkischen Daseins. So bleibt der Eid auf den Führer nur die äußere Bestätigung einer errungenen inneren Haltung.

Der Politische Leiter soll in der Masse stehen, ohne sich von ihr treiben zu lassen. Er muß in sich die Entschlossenheit fühlen, auch einmal ganz allein gegen die Massen stehen zu können, denn Bereitschaft zur Rebellion gegen das Schwergewicht der Masse ist ein Wesensteil unserer Weltanschauung. Es darf nicht als Schande gelten, sich einsam zu fühlen, wie so viele Propheten der Nation einsam gelassen wurden, es wäre für die politische Leitung vielleicht einmal ein taktischer Nachteil in der Sicherheit

des Führens im jeweiligen Gebiet und Zeitabschnitt. Die Idee bleibt unsterblich.

Das alles zu erkennen hatten wir, die verschworene Minderheit des Führers, allerdings unter seiner Fahne auch weitaus mehr Zeit und Gelegenheit als jene Übereifrigen, die immer oben schwimmen, und nie ihre eigene, sondern stets die Meinung ihrer Vorgesetzten ohne eigene Verantwortlichkeit vertreten.

Wir hören viele sagen „unser Sieg", und wir wissen, sie meinen entweder die Leistung anderer oder einen einzigen Tag damit, weil sie den wahren Sieg nie kannten. Der Politische Leiter muß wissen, ohne es viel zu sagen, daß unser Sieg nur Sieg sein kann, wenn jeder liebe Tag erneut ein Sieg ist, der den 30. Januar bestätigt.

Wir hören Menschen vom Programm der Bewegung sprechen, die nie begreifen würden, wenn wir, die wir uns für das Programm wund geredet haben und die Köpfe hinhielten, sagen, auch ohne 25 Punkte hätten wir gesiegt. Nicht die Dogmatik, die Bewegung hält uns in Schwung, Bewegung ist Kampf und Unruhe; Dogma wäre Stillstand.

Als wir noch wenige waren, wollten viele andere unser Programm besser kennen als wir selbst. Diese Besserwisser sind es auch wieder, die heute kommen, vorwurfsvoll auf dieses Warenhaus und jenen Lohnsatz weisen und uns, den Tat- und Blutzeugen des Programms zeigen wollen, welcher Punkt nunmehr am dringlichsten auf der Tagesordnung unseres Bereiches stehen müsse. Nicht jeder muß gleich hören, wie wir solch Gebaren verachten, jeder soll aber wissen, daß nur einer das Programm vor elf Jahren verkündete und er allein bestimmt, wie es Gestaltung finde. Aus ihm, seinen Worten, seinem Werk und seiner ersten alten Mitarbeiter Schrifttum zieht der Politische Leiter auch heute noch die Richtung seines Handelns. Das Konjunkturschrifttum verwirrt den einfach klaren Blick. Die Totalität des Nationalsozialistischen in jeder Einzelhandlung ist ein ständiges Hochziel des aktiven Nationalsozialisten. Primat der Partei in allen Dingen ist notwendig, um in jeder Weise diesem Totalitätsanspruch gerecht zu werden. Wenn es nie historische Beweise für die berechtigte Notwendigkeit dieses Anspruches gegeben hätte, dann wäre die liberalistische Inkonsequenz und Weltanschauungslosigkeit des Wilhelminischen Reiches und ihre Folgen der allein schon genügende Beweis. Schützen wir dabei aber die Bewegung und auch uns als Politische Leiter vor der ebenso billigen wie bedenklichen Unterstellung, daß die Beanspruchung des Primats der Partei begründet sei in der Eitelkeit einzelner örtlicher Vertreter der politischen Leitung. So töricht das Argument an sich auch ist, so gefährlich wäre seine Duldung oder gar Veranlassung. Allein die Vergangenheit und die persönlichen Verunglimpfungen jedes alten Nationalsozialisten sind die Gewähr dafür, daß unsere Handlungsweise nicht von Eitelkeit beeinflußt wird, sondern grundsätzlich bedingt ist. Der Führer selbst hat festgestellt: „daß ich Kanzler bin ist schön, daß ich Führer der N.S.D.A.P. bin, ist alles!" . . .

So steht der Politische Leiter mit ganzem Sein im Dienst der Idee. Niemandem gehört er mehr als ihr, der er verschworen ist. Gut, Kind und Weib stehen nach der Bewegung, genau so Stand, Konfession und intellektuelles Wissen, sein Leben steht unter und nach der Idee und soll erfüllt sein vom Stirb und Werde eines ständig strebenden Bemühens, auf keiner Stufe zu ruhen um jenes Zieles willen, das Dichtermund uns einmal zeigte mit den Worten:

Wir wollen entbehren, entsagen.
Wir wollen kein frommes Behagen
Am wiegengeschenkten Geschick.
Wir wollen aus Eigenem leben.
Wir wollen dem Aug' wieder geben
Den götterschaffenden Blick.

(Richard Billinger.)

„Wer heute zu den Fragen der Theorie der Gemeinschaft und des Staates, des Rechts und der Erziehung in wissenschaftlicher Weise Stellung nimmt, hat die Pflicht, sich zuvor zu fragen, ob er von dem, was heute geschieht, auch wirkliche Erfahrung hat, ob er von dem Zeitalter Hitlers aus dem Erlebnis dieses Zeitalters zu sprechen vermag. Die bloße Gleichzeitigkeit der Existenz enthält ja dieses Erlebnis noch nicht in sich. Die intellektuelle Redlichkeit verlangt von jedem, der das Erlebnis nicht hat, die Finger von unseren Problemen zu lassen."

Alfred Bäumler.

Männer der Bewegung sprechen

Reichsleiter Buch

Anläßlich einer kürzlich stattgefundenen Tagung der H.J.-Rechtsorganisation:

Es gibt eine Erscheinung, die ich als ein Zeichen der Entartung, der Erschlaffung sehe, eine Erscheinung, die dem Juden mit seinem ausgeprägten Spürsinn für alles Faule früh sichtbar geworden ist, und die er dann für seine Zwecke gewandt ausgenützt hat, um das Leben des deutschen Volkskörpers zu gefährden. Auf keinem Gebiet seiner Zersetzungskunst ist der Jude so gerissen vorgegangen wie hier. Auf keinem ist ihm der geblendete Deutsche so ahnungslos unter Preisgabe seiner Art gefolgt wie auf diesem. Gerade wenn wir uns mit dem Begriff Treue beschäftigen, ist es notwendig, uns auch vor Augen zu führen, wie hier die Dinge liegen.

Das Eingehen auf die Judenfrage wird im allgemeinen nicht peinlich empfunden, weil sie nur in seltenen Fällen das eigene Ich berührt. Einem Eingehen auf Gedanken der Treue wird dagegen gerne aus dem Weg gegangen, weil er allzu leicht zu unbequemen Selbstbetrachtungen führen kann.

Als der Oberste Richter der Partei fühle ich mich verpflichtet, auch hierüber zu sprechen, und dies um so mehr, als ich diese Fragen schlechtweg für die wichtigsten zur Erhaltung unserer Art halte. Darum hat sich auch eines der ersten Gespräche, die ich nach der Machtübernahme mit dem Führer pflegen durfte, um diese Dinge gedreht. Es gipfelte in der Übereinstimmung: wenn es uns nicht gelingt, die Ehe und die Familie im deutschen Volk wieder in Ordnung zu bringen, dann sind alle Opfer, die gebracht sind, dann ist alle Arbeit der vergangenen Jahre, dann ist alles Blut, was geflossen ist, vergeblich gewesen.

Ich verstehe das Kopfschütteln eines manchen Jungen, der gegen den ausgesprochenen Willen der Familie zur H.J. gelangt ist, der sich den geschlossenen Unwillen seiner Eltern, seiner ganzen Sippe zugezogen hat, weil er vor Jahren diesen phantastischen, unwirklichen, blödsinnigen oder verbrecherischen Nazis sein Herz geschenkt hatte. Ich kenne den Gegensatz vieler gläubiger Kinder zu den glaubensarmen Eltern. Ich habe volles Mitgefühl mit den Spannungen zwischen Eltern und Kindern. Das ist alles gewiß unendlich schwer und doch verständlich.

Uns Frontsoldaten hat der Krieg beim Genick gepackt und hat uns durch und durch gerüttelt. Wer jahrelang im Schützengraben lag und große Abwehrschlachten mitgefochten hat, dem sind kaum irgendwelche Gefühle fremd geblieben. Gar mancher, um den es tage- und wochenlang krachte, hat Einkehr bei sich gehalten, bis schließlich vielen aufging: Dein Standpunkt, von dir auf die anderen zu blicken und die Dinge von dir aus zu beurteilen, ist falsch. Ein Hammerschlag des Schicksals, und du liegst in Stücke zerfetzt unkenntlich im Dreck. Nur aufs Ganze kommts an. Das muß leben. Sonst hat all' das, was hier außen geschieht, keinen Sinn. Auf diese Weise wurden wir in Feindesland durch unerhörte Schicksalshiebe vorbereitet und aufnahmefähig gemacht für die Lehren, die der größte Frontsoldat, die der Führer, aus der Lehre des Weltkrieges uns zu verkünden hatte. Von ihm lernten wir zuerst richtig sehen. Das richtige Sehen von der Gemeinschaft, vom Volksganzen her.

Darum ist der Blickpunkt von der Gemeinschaft her lebensnotwendig. Darum steht im Vordergrund jeder Gemeinschaft als ihre wichtigste Trägerin die Treue.

An anderer Stelle habe ich gezeigt, wie es dem Juden gelungen ist, in dem angekränkelten Volk Zucht und Ordnung zu unterhöhlen. Zucht ist nichts anderes als Treue zur eigenen Art. Im 19. Jahrhundert ist das deutsche Volk in weitem Umfang zuchtlos, d. h. treulos der eigenen Art geworden. Darum mußten wir die verheerenden Notjahre erleben. Darum ist es, um die Not zu wenden, notwendig, zur Treue zur eigenen Art zurückzufinden.

Unsere Vorfahren gaben vor Tausenden von Jahren der engsten Gemeinschaft von Mann und

Weib den Namen: Ehe. Dieses Wort Ehe ist entstanden aus dem alten Wort etwa, was ewig bedeutet. Damit ist schon ausgedrückt, daß Ehe mit ewig zusammenhängen soll, daß die Ehegemeinschaft von Mann und Weib fürs ganze Leben dauern soll.

Dr. Groß

Dr. Walter Groß, Leiter des Rassenpolitischen Amtes der N.S.D.A.P., Antrittsvorlesung vor der philosophischen Fakultät der Universität, Berlin, am 26. November 1935

Auf den Kampf in den Gräben des Krieges und die politischen Auseinandersetzungen der parlamentarischen Parteien folgte der Kampf um die Weltanschauung des deutschen Menschen.

So ist dem politischen Kampfe in Deutschland der geistige gefolgt. Sein Ziel ist nicht mehr die Eroberung der Macht, die wir besitzen, sondern die Bildung eines alle verbindenden neuen Geistes der Nation. Alle errungene Macht kann nur der Ausbreitung der Weltanschauung dienen, die uns die Kraft zum Kampf um die Macht gab und jetzt die Kraft zu neuem kulturellen Schöpfertum geben wird, das alle Macht erst rechtfertigt. Und wo ein fremdes Denken, eine weltanschaulich andere Haltung heute noch besteht, da ist sie unser Feind nach den ewig gültigen Gesetzen des Glaubens, der keine anderen Wahrheiten neben sich anerkennen kann, weil er selbst für sein Volk und seine Zeit die einzige Wahrheit verkörpert.

Die Weltanschauung des neuen Deutschland kann nicht im Widerspruch stehen mit irgendwelchen Tatsachen der Welt und des Lebens, die als Tatsachen beweisbar sind. Sie kann auf Tatsachen hinweisen, die man gestern übersehen hat. Sie kann aus anderer Haltung, wie sie der Vergangenheit eigen war, Tatsachen neu deuten. Sie kann sie aber nicht leugnen und nicht umbiegen, und sie kann deshalb mit der Erkenntnis des Tatsächlichen niemals in Widerstreit kommen. Wohl aber kann sie und will sie die aus Erleben und Glauben geborenen Kräfte ihrer eigenen Art einsetzen, um aus dem Stoff des Tatsächlichen das Weltbild zu bauen, das dem deutschen Menschen innerlich Heimat sein kann, und sie erstrebt in allem Ernst den Anspruch, Grundriß und Plan dieses Weltbildes selbst zu bestimmen.

Weil auch unsere Haltung aus tiefstem Erleben geboren und zum stärksten Glauben geworden ist, scheut sie diese Kämpfe nicht und denkt nicht an Kompromisse. Mit der Unduldsamkeit, die der Gewißheit des inneren Rechtes entspringt, sucht sie diesen Kampf und setzt jedes geistige Mittel für ihn ein. Sie glaubt nicht, daß er von irgendeiner Stelle unseres öffentlichen Lebens ferngehalten werden könnte, und sie ist überzeugt, daß die leidenschaftslose bloße Erkenntnis des Tatsächlichen nicht ausreicht, um das Bekenntnis fremder Werte zu überwinden, sondern daß dazu der eigene Bekennermut auch an den Stätten der Wissenschaft gehört.

„Rasse" ist nicht ein Einteilungsprinzip für eine willkürliche Anzahl ausschließlich körperlicher Merkmale, sondern die Form, in der sich Leben als solches äußert, sofern die erblichen Merkmale dieses Lebens in Frage stehen. Der Rassebegriff umfaßt Körperliches und Geistiges zugleich, ohne über den Zusammenhang dieser beiden Seiten menschlichen Lebens an sich etwas auszusagen, genau wie die Tatsachen der Vererbung nach gleichen Gesetzen sich auf körperliche und geistige Anlagen beziehen, ohne daß daraus die kausale Abhängigkeit der einen von den anderen gefolgert werden muß.

Wir hoffen darüber hinaus, daß der Standpunkt, auf dem wir die körperliche und geistige Wesenheit des Menschen als gesetzmäßigen Ausdruck des Lebens an sich erfassen, zugleich einen Ansatz zu neuen Methoden auch unseres wissenschaftlichen Lebens geben wird, die die oft bis zur Feindschaft gesteigerte Entfremdung geisteswissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Disziplinen in neuer fruchtbarer Synthese überwindet.

Unendlich ist die Fülle der Fragen und der Forderungen, die sich damit vor unserem geistigen Auge erheben. Es wird der Arbeit zahlloser Menschen bedürfen, um auch nur einen Überblick über die Auswirkungen zu gewinnen, die sich von dieser Veränderung unseres weltanschaulichen Standpunktes auf allen Gebieten ergeben. Es bedarf aber zu gleicher Zeit der Wachsamkeit und der Arbeit, um diesen neugewonnenen Standpunkt festzuhalten und zu verteidigen vor dem Anstürmen jener Mächte, deren Daseinsberechtigung zugleich mit jenem Gleichheitstraum erloschen ist.



ALFRED MADERNO

Deutsche Kaiser im Mittelalter

Vorwort der Schriftleitung

In den germanischen Kaisern des Mittelalters war ein Kraftstrom lebendig, der, andringend gegen eine damals neuartige Welt, im deutschen Volk bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist. Mag schließlich dieser Kraftstrom in einem langen historischen Ablauf durch das Aufkommen fremder, in ihrer letzten Bedeutung zweifellos verkannten Geistesmächte und durch die Verkettung schicksalhaft eingetretener Ereignisse überdeckt worden sein, so beweist nichts besser sein Fortbestehen als lebenzeugendes Element als die Tatsache, daß er mit der deutschen Revolution des Jahres 1933 wieder zum Durchbruch gelangt ist. Das Gesetz unserer Rasse, unserer Art macht jenen Kraftstrom aus, der im Mittelalter — wie Professor Baeumler in einem kürzlich gehaltenen Vortrag ausführte — mit höchster Aktivität das vom Süden „Empfangene umdeutete und etwas völlig Neues schuf".

Hierbei entspann sich jenes gewaltige Ringen, das den Kampf einer Rasse gegen Rassen, einer Volkskultur gegen und mit Volkskulturen darstellte. Daß in einem solchen Ringen unterliegen muß, wer sich auf die weltanschauliche Ebene des Gegners stellt, gehört zu jenen fundamentalen Erkenntnissen, die wir Alfred Rosenberg verdanken. Auch die germanische Kraft unterlag im Mittelalter. Aber sie erstarb nicht! Und das ist das Wesentliche! Ihre Wirksamkeit ist zu verfolgen von Widukind, Heinrich I. und Otto dem Großen über Luther, Friedrich den Einzigen und Bismarck bis zu Adolf Hitler, durch den sie den endgültigen Sieg errang.

Am Beginn dieses Ringens steht gegen Widukind, den Sachsenführer, Karl, der fränkische Herrscher. Mit ihm drangen in den mitteleuropäischen Raum, das Siedlungsgebiet der germanischen Stämme, die am Mittelmeerbecken entstandenen Geistesrichtungen: Christentum und antike Kultur. Deren Zusammenstoß mit dem Germanentum brachte vorerst zwar die Unterwerfung der Sachsen, im weiteren Verlauf aber auch die erste Einigung der nördlichen Stämme, die in einer langen tragischen Entwicklung, in

einem gefahrvollen Auf und Nieder des historischen Schicksals zum deutschen Volk werden sollten. Jene Epoche aber, die wir das Mittelalter nennen, ist für die Volkwerdung der Deutschen von größter Bedeutung. In ihr, die uns als lebendige Vergangenheit den Blick für die Gestaltung der Zukunft schärfen soll, zeichnet sich das Wirken der germanischen Rassenseele in voller Klarheit ab. Besonders aber zeigt diese Zeit, wie stark im deutschen Wesen der Führergedanke verwurzelt ist. Führergedanke und Königsgedanke sind im Mittelalter dem gleichen Boden entwachsen. Die Notwendigkeit indes, aus ihnen ein Kaisertum werden zu lassen, ergab der Kampf jener Zeit.

Deutsches Führertum

Man schrieb den 23. Dezember 918, als der Frankenherzog K o n r a d , der acht Jahre deutscher König gewesen war, die Augen schloß. War das Königtum dieses Mannes selbst Schwäche gewesen? Wenn wir nach seinen Leistungen und Erfolgen Ausschau halten, muß es uns so erscheinen. Der Franke hatte nicht nur die übrigen deutschen Stämme, die Sachsen und mit ihnen die Thüringer, die Schwaben und die Bayern gegen sich; er mußte auch ohnmächtig zusehen, wie der damalige Reichsfeind, die Ungarn, als ungestüme Reiterwoge weite Gebiete des Reiches überrannte und zerstampfte. Und dieses Reich selbst? Es war in der Todesstunde Konrads I. acht Jahre alt. Es war der ostfränkische Teil des einstigen Gesamtreiches Kaiser Karls. Das römische Kaisertum war diesem Gesamtreiche seit 900, seit Arnulfs Tod, dauernd verloren. Arnulf selbst hatte sechs Jahre auf die Krönung in Rom warten müssen.

In den letzten Lebensjahren Konrads hatte ein oberitalischer Langobardenfürst, Markgraf Berengar von Friaul, die Kaiserkrone getragen. Ihr Besitz war an die Herrschaft über Italien gebunden, aber dieses Kaisertum war sinnlos, wenn es selbst auf Italien beschränkt blieb. Berengar trug seine sinnlose Krone bis zu seiner Ermordung im Jahre 924.

Seit Arnulfs Tod war für das allzu groß gewordene Gesamtreich aber auch das letzte verloren, der letzte Zusammenhang zwischen dem westfränkischen und ostfränkischen Teil. Deutschland begann sich im europäischen Gesamtbilde abzuzeichnen. Nur die Kirche, die zu jener Zeit über die gekrönten Häupter gebot, stand zu Ludwig dem Kinde, Arnulfs Sohn; die ostfränkischen Markgrafen verkörperten in sich das deutsche Führertum.

Unter ihnen genießt Konrad das meiste Ansehen. Er ist gewiß nicht der Stärkste, aber er ist Franke. Noch trägt dieses Wort den Mann, es trägt ihm nach Ludwigs Tod auch die deutsche Krone ein. Konrad ist der erste deutsche König. Er gewinnt sie nicht; das ostfränkische Reich aber verliert sein linksrheinisches Gebiet, Lothringien, das sich dem westfränkischen König Karl dem Einfältigen unterstellt.

Der Abfall der anderen Stammesgebiete von der Krone hätte zwar die Auflösung des Reiches bedeutet; er schien jedoch angesichts der durch die Ungarn und anderen Nachbarn, Dänen und Böhmen, geschaffenen Lage unvermeidlich, wenn die Stammesgebiete nicht das Opfer der Schwäche des Reiches werden sollten. Nur ein erheblicher Machtzuwachs der Markgrafen konnte das von ihnen betreute Land auch schützen. Wer aber fügte die neuen Herzogtümer zur Einheit, deren das Königtum für seine Sicherheit bedurfte? Konrad erkannte, daß die eigenkräftige Stellung der Einzelgebiete für den Reichsgedanken wertlos bleiben mußte, wenn sich die Stammesgrenzen wieder schroff aufrichteten. Sein Traum von Rom und Kaiserkrone war längst verflogen; aber den Königsgedanken gab er nicht preis. Und es zeugt für das dem Geiste und der Moral nach echte Königtum Konrads, daß er, dem Tode nahe, den von den Herzögen, den er als seinen erbittertsten Gegner erkannt hatte und in dem er den Stärksten sah, als seinen Nachfolger empfahl: den Sachsenherzog Heinrich.

„Schwert ohne Griff"

Die idyllische Vorstellung von jenem Fürsten, der seine Tage munter damit zubringt, am Finkenherd zu sitzen und so lange Vögel zu fangen, bis die deutschen Herzöge mit der Königskrone daherkommen, macht aus einer Schicksalsstunde des deutschen Reiches — schonend ausgedrückt — ein Singspiel. Es ist hier leider nicht der Raum, des langen und breiten deutsche Geschichte zu erzählen. Dessenungeachtet stimmt es mit der harten Tatsache



Heinrich I. und Mathilde, die Enkelin Widukinds, in der Kirche zu Herfort

besser überein, kurz festzustellen, daß der Sachsenherzog Heinrich im Jahre 919 in einer ganz und gar nicht fröhlichen Wahl zum König gekürt wurde, aber nur von den Sachsen und Franken, und von diesen wiederum nur gegen das Zugeständnis, das ihnen unter dem Bruder des verstorbenen Königs ihre bisherige Stellung sicherte. Die Schwaben waren für die Wahl nicht zu haben, und Bayern stellte sogar einen Gegenkönig auf. Da die Kirche von einem König aus sächsischem Stamme für sich wenig erwartete und die Wahl daher nicht billigte, unterblieb die Krönung.

„Schwert ohne Griff" wurde der König ohne Krone zunächst genannt. Wohl dem Reiche, wenn später jedes Schwert mit Griff ebenso wacker dreingehauen hätte! Schon nach zwei Jahren hatte Heinrich I. auf dem Wege zur Einigung einen tüchtigen Schritt vorwärts getan und den Widerstand seiner Gegner bezwungen. Und nach weiteren vier Jahren war auch Lotharingien, das vom westfränkischen Reiche abgefallen war, wieder so weit mit dem deutschen Reiche verbunden, daß sein Herzog die Oberhoheit des deutschen Königs anerkannte.

Etwa zur selben Zeit war es Heinrich geglückt, durch Vertrag und Tribut die Ungarn für die Dauer von neun Jahren von Sachsen und Thüringen fernzuhalten. Auch in Verbindung mit den Maßnahmen, die Heinrich jetzt ergriff, hat sich in das oberflächliche Geschichtswissen ein Irrtum eingeschlichen: aus Heinrich dem „Finkler" wird Heinrich der „Städtegründer".

Sein Stammland Sachsen befand sich im Gegensatz zu den Ländern an Rhein und Donau noch immer im Zustand der Naturalwirtschaft allein, und Heinrichs Königshof zu Quedlinburg dürfen wir uns getrost als einen wohlbestellten Meierhof vorstellen, auf dem die ungekrönte Königin Mathilde inmitten ihres Gesindes und der Dienstleute gebot. Drum spricht die Tatsache, daß Heinrich nicht am Finkenherd zu Quedlinburg, sondern in einer Fürstenversammlung zu Fritzlar zum König gewählt wurde, keineswegs gegen die innige Naturverbundenheit dieses Mannes. „Städtegründer" ist er aber nicht gewesen. Beweist doch die Anlage fester Plätze durchaus nicht die planvolle Absicht, Städte zu schaffen, wie sie im Westen die römische Kultur dem germanischen Zeitalter vererbt hatte.

Heinrich war vor allem auf die Sicherheit der von äußeren Feinden bedrohten Gebiete bedacht. Darin sah er, der Sproß aus härtestem germanischen Stamme, seine erste Pflicht als Volkskönig. Die Verhältnisse im jungen deut-

schen Reich zwangen Heinrich, in Grenzen zu denken, aber in gesicherten Grenzen. Es hätte wenig Zweck gehabt, den Ungarn, Slawen und Dänen die alten städtischen Plätze im Osten und Norden mit verstärkten Mauern oder neue Burgen allein entgegenzustellen. Nicht Steine und Wälle, sondern die Menschen galt es wehrhaft zu machen, die das Land und mit ihm ihr Leben und Besitztum schützen sollten. Das aber war unmöglich unter den Hufen der ungarischen Reiterscharen.

Heinrich erkaufte sich deshalb den Frieden mit den Madjaren, der ihm die Möglichkeit gab, auch als Heerkönig die Verhältnisse zu meistern. Um der Ausbildung der heerbannpflichtigen Männer willen wurden die größeren Orte erweitert und stärker befestigt, wurden Burgen erbaut, in denen zu Kriegszeiten auch die Bewohner des flachen Landes Schutz finden konnten. Dadurch, daß aus allen heerespflichtigen Ständen, von den Edlen bis zu den Zinspflichtigen, jeweils der neunte zu den Waffen gerufen und dieser während seiner Dienstzeit von seinen acht Markgenossen auf seinem Acker vertreten wurde, erfolgte die militärische Ausbildung der gesamten männlichen Bevölkerung ohne Beeinträchtigung oder gar Unterbrechung der Erwerbsarbeit.

Als nach neun Jahren die Ungarn auch in Sachsen und Thüringen wieder einfielen, hatte Heinrich ein starkes, wohlgeübtes Reiterheer zur Verfügung, mit dem er am 15. März 933 an der Unstrut einen nachhaltigen Sieg über die Ungarn erfocht. Noch aus einem anderen, weniger beachteten und doch in seinen Folgen bemerkenswerten Zug erhellt Heinrichs umsichtiges Führertum. Er ließ die nachgeborenen Bauernsöhne sammeln, militärisch ausbilden und siedelte sie, bewaffnet und mit Äckern beliehen, im Angesicht von Merseburg an. So hatte er eine waffengeübte Mannschaft, auf die er zu jeder Zeit zurückgreifen konnte. Sie war dabei, als Heinrich, zwei Jahre vor seinem Tode, die letzte große Schlacht seines Lebens schlug, deren glücklicher Ausgang nichts Geringeres als die Unterwerfung des Dänenkönigs Gorm und die Gründung der Mark Schleswig zur Folge hatte. Sozusagen Waffenübungen für die zu erwartende Entscheidung gegen die Ungarn waren die siegreichen Kämpfe gewesen, die in den ehemals germanischen Gebieten im Osten die deutsche Oberhoheit über die Slawen herstellte.

Die Erneuerung des Kaisertums

Es war ein außerordentlicher Erfolg der Persönlichkeit und Regierung Heinrichs I., der zum ersten großen Verkörperer des deutschen Führergedankens im Mittelalter geworden war, daß die deutschen Länder nach seinem Tode sich zur Wahl seines ältesten Sohnes Otto vereinigten. Ob die weltlichen Großen, die mit den Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier den Krönungsstuhl zu Aachen umstanden, im Geiste die Gestalt Kaiser Karls vor sich sahen, der als erster diesen Thron bestiegen hatte? In der Pfalzkapelle nebenan lag sein Gebein. Um die Kaiserkrone spielten, wie im ganzen Abendlande so auch in Deutschland, immer noch die Gedanken mit Wünschen und Hoffnungen.

Indes: ebensowenig wie sein Vater dachte auch Otto I., der neue, junge deutsche König, vorerst an etwas anderes als an die Festigung des Königtums im eigenen Lande. Für diese Haltung ist keineswegs die Herrscherklugheit der beiden Männer allein ausschlaggebend gewesen, sondern mindestens ebensosehr ihre unverbrüchliche Stammesverbundenheit, aus der sich ihnen beständig die Kraft zu ihrem Königtum erneuert hat. Dieses Königtum aber war die Verwirklichung des germanischen Führergedankens, auf dem sich bald auch das deutsche Kaisertum stützen sollte.

Es darf uns keine Stammtafelweisheit bleiben, daß Otto I. der Sohn Heinrichs und der Mathilde war, jener Nachkommin des großen Sachsenführers Widukind, die zu Enger, im Bannkreise ihres starken Ahns, die Kindheit verlebt hatte.

Wenn der auf die innere Kraft und äußere Sicherheit gerichtete Sinn des sächsischen deutschen Königtums irgendwo richtig verstanden und gewürdigt wurde, so in einem anderen germanischen Reiche des Nordens, in England, dessen König Aethelstan seine Schwester Editha dem jungen Otto vermählte.

Zunächst setzte Otto nur noch zielbewußter die Politik seines Vaters fort. Wie dieser, erstarkte auch er am Widerstand vieler Gegner. Und wenn er im Grunde die Zustände im Reich

16

belassen mußte, wie sie Heinrich hinterlassen hatte, so glückte es ihm doch, dem Königtum nach allen Seiten hin das Übergewicht zu verschaffen, indem er die aufständischen Stammesherzöge, nachdem er sie niedergeworfen, durch Mitglieder des königlichen Hauses ersetzte. Auch an den Grenzen und darüber hinaus spürte man überall Ottos starke, sichere Hand. Bistümer befestigten die Erfolge der Mission unter den Dänen und Wenden, deutsche Bauern kehrten in ehemals germanische Gebiete zurück, Böhmen wurde zum Reich geschlagen, Dänemark nichts weniger als aus der Oberhoheit entlassen, in Italien und Burgund zeigte sich der Einfluß des deutschen Königs, und selbst in Frankreich galt sein Wort mehr als das gemeinsame Schreien König Ludwigs IV. und seines als Persönlichkeit allerdings stärkeren Rivalen, des Herzogs Hugo von Franzien. Otto aber war beider Schwager und hielt zwischen die feindlichen Verwandten sein deutsches Schwert.

Das Volks- und Heerkönigtum, das auch er noch im alten germanischen Sinne verkörperte, wird in einer Botschaft, die er seinem Schwager Hugo zukommen ließ, auf ungewöhnlich anschauliche und bezeichnende Weise deutlich. Als der Herzog wieder einmal mit den Waffen rasselte, als er Otto zu bedenken gab, daß sein Heer so viele Helme zähle, wie der deutsche König noch nie im Leben gesehen habe, antwortete Otto überlegen und humorvoll zugleich, daß er in seinem Heere so viele Strohhüte habe, wie Hugo und sein Vater noch nie gesehen hätten. Daß den ackerbautreibenden Sachsen, die im Sommer bei der Feldarbeit Strohhüte trugen, der Helm nicht weniger gut zu Gesicht stand, darüber war man sich ja in der Welt damals bereits im klaren.

Der erste, der das nach dem Herzog von Franzien erfuhr, war der langobardische Markgraf Berengar II. Italien hielt damals von zwei Seiten den mittelitalischen Kirchenstaat umschlossen und grenzte im Süden an die dort noch selbständigen langobardischen Fürstentümer, mit denen sich Byzanz in den Besitz von Unteritalien teilte. Berengar II. hatte sich der Witwe des letzten Königs von Italien bemächtigt und strebte selbst nach der Krone. Er sah sich auf diesem Wege schon als Kaiser in Rom einziehen. Berengar I. hatte ja, wie wir bereits wissen, in der Tat die Kaiserkrone getragen. Das war in den Kinderjahren des Deutschen Reiches gewesen, als sein König, Heinrich I., mit der inneren Befestigung hinreichend zu tun hatte. Der neuen Lage in Italien gegenüber, aber auch im Hinblick auf die Stellung, die das Deutsche Reich unterdessen gewonnen hatte, wäre es ein durch nichts zu rechtfertigendes Eingeständnis der Schwäche gewesen, wenn der deutsche König, dessen Oberhoheit über Italien fränkisches Erbe und grundsätzlich nicht erloschen war, die Dinge ihren Lauf hätte nehmen lassen. Was Berengar anstrebte, war keine Herrschaft wie etwa die burgundische, die der deutschen Waffenhilfe nicht entbehren konnte, sondern eine Großmachtstellung, in deren Belieben es liegen konnte, das Deutsche Reich von den Welthandelsstraßen abzuschneiden.

Als Otto, der kurz zuvor Witwer geworden war, zur Regelung solcher für das Reich lebenswichtiger Fragen selbst in Oberitalien erschien, die junge Königinwitwe Adelheid heiratete und als König der Langobarden auftrat, begnügte er sich mit diesem Ergebnis seines Kriegszuges nicht, sondern ließ in Rom vorfühlen, ob etwa auch der Zeitpunkt günstig gewählt sei, das Kaisertum zu erneuern.

Rom lehnte ab. Der Papst stand ebenso wie die Stadt unter der Vormundschaft des Stadtadels, der, dem fränkischen Herrn von je abgeneigt, auch von den Nachfolgern der Franken nichts wissen wollte. Hinzu kommt, daß einer der Gesandten Ottos, der Erzbischof von Mainz, den Papst möglicherweise auf Ottos Herrentum aufmerksam gemacht haben mag, das man nicht unter die päpstliche Gewalt bringen konnte, wie etwa das der spätkarolingischen Kaiser.

Da Ottos Heirat überdies eine ernste Empörung in der eigenen Familie zur nächsten Folge hatte, aus der sogar die Ungarn Vorteile ziehen zu können glaubten, sieht es auf den ersten Blick so aus, als habe sich Otto in ein recht fragwürdiges Abenteuer gestürzt. Die durch einen Wendenaufstand noch gesteigerte Not des Reiches trug allerdings dazu bei, den Familienzwist beizulegen. Die Ungarn wurden nun am Lech, die Wenden an der Recknitz gründlich geschlagen. Der Eindruck, den einst Heinrichs Ungarnsieg bei Riade auf seine Zeit



Otto der Große mit seiner ersten und seiner zweiten Frau (Editha und Adelheid)

gemacht hatte, war schon so stark gewesen, daß im Jubel des Heeres der Ruf „Kaiser" zwar mit aufgeklungen, aber wieder verhallt war. Ottos Sieg auf dem Lechfeld bei Augsburg, der nicht nur das Deutsche Reich, sondern fast das gesamte Abendland von einer jahrhundertalten entsetzlichen Bedrängnis befreite, mußte eine noch viel tiefere Wirkung haben. Recht und Notwendigkeit einer über alles bisherige Maß hinausgehenden Herrscherpersönlichkeit und Herrschermacht entsprangen als klare Erkenntnis dem Siege Ottos. Hier, auf diesem Schlachtfeld, wurde das deutsche Kaisertum neu geboren.

Im Hinblick auf seinen ersten Italienzug allein hätte es dieses großen Erfolges jedoch gar nicht bedurft, um das Unternehmen des Königs in einem anderen als nur vorteilhaften Lichte erscheinen zu lassen. War Otto auch ohne sonderlichen Gewinn aus Italien zurückgekehrt, so hatte dieser Zug doch keinerlei Mißstimmung im Reiche erzeugt, denn das Reich hatte ihn gutgeheißen und ausgiebig unterstützt. Ohne eine solche einmütige Zustimmung — das müssen wir uns vor Augen halten, um nicht dem Irrtum zu verfallen, in den Italienzügen der Kaiser eine Vergewaltigung des deutschen Volkes zu sehen — wäre auch kein späterer Kriegszug nach dem Süden möglich gewesen.

Als im Jahre 960 der Papst den deutschen König gegen Berengar, der sich jetzt auf Kosten des Kirchenstaates zu bereichern suchte, aber auch gegen die südlangobardischen Fürsten zu Hilfe rief — wie einst Papst Stefan II. den Karolinger Pipin, Karls Vater, herbeigerufen hatte —, da war es wiederum das Reich, das mit Otto zog, diesmal nach Rom und noch weiter.

Als Otto vom Papst das Schiedsrichteramt über die Gesamtheit der strittigen italischen Fragen angetragen wurde, hatte er nur zwischen zweierlei zu wählen: zwischen Großmacht und Ohnmacht! Denn es galt nicht allein zu verhindern, daß Berengar den Papst in seine Gewalt nahm und, vereint mit der kirchlichen Macht, zu einer Gefahr für die Weltgeltung des jungen Reiches wurde, — es handelte sich ferner nicht nur darum, die südlangobardischen Fürsten zur Ruhe zu bringen, sondern daneben hatte Otto auch seinen Blick auf Byzanz zu richten. Dort, im heutigen Konstantinopel, herrschte noch ein starkes Kaisertum, das Nachfolgereich der von Theodosius dem Großen gegründeten oströmischen Kaisermacht, die über Westrom und über die frühen Germanenreiche am Mittelmeer gesiegt hatte. Außerdem war schließlich noch ein westfränkisches Reich da, in welches ohnehin die als Straßen nach dem Süden wichtigen hauptsächlichsten Alpenpässe mündeten.

Ohnmacht oder Großmacht! Otto, der deutsche Rechts- und Heerkönig, entschied sich ohne Zögern für die letztere. Bestimmend dafür sind aber auch die innerpolitischen Verhältnisse seines Reiches gewesen. Zur Stärkung seines Regiments, gegen welches sich die Stammesherzöge oft genug aufgelehnt hatten, bedurfte er einer Macht, die nicht allein vom Schwert abhängig war, sondern ihm darüber hinaus die Weihe der

Unantastbarkeit verlieh. Diese aber war damals nur über Rom, durch den Papst und die Krönung zum Kaiser zu erreichen. Sie erfolgte nach einem beispiellosen Siegeszug durch die lombardischen Lande im Jahre 962 in der Peterskirche zu Rom.

Indes: der damit geschlossene Bund zwischen deutschem Königtum und römischer Kirche, zwischen germanischer Kraft und päpstlicher Gewalt sollte zum Ausgangspunkt einer ungemein tragischen Entwicklung der deutschen Geschichte werden. Die germanische Kraft, getragen vom Blut des nordischen Menschen, und die päpstliche Gewalt, recht eigentlich gestützt auf die vom Süden vordringenden Rassen, haben nie auf einer gemeinsamen weltanschaulichen Ebene gestanden. Allein die Geschichte wird gegen Otto den Großen aus seiner Politik niemals einen Vorwurf herleiten können, denn sein Bündnis mit Rom war damals, nicht zuletzt im Hinblick auf die Einigung der deutschen Stämme, notwendig; keine Macht der Welt hätte ihm eine andere Wahl ermöglicht. Darin aber liegt ja gerade das tragische Moment.

Die Auswirkungen zeigten sich erst später, als in dem Ringen zwischen Kaisern und Päpsten, zwischen Nord und Süd die Kirche die Oberhand gewann. Es war dies die Folge einer auch in jüngster Zeit vielfach verkannten Tatsache, daß im Kampf der Geister unterliegen muß, wer sich die Weltanschauung des Gegners zu eigen macht. In Otto dem Großen aber, einer starken, genialen Persönlichkeit, zeigte sich die germanische Kraft noch ungebrochen. Ihm war die Kirche zuvörderst ein Instrument seiner Regierungskunst. Er verstaatlichte sie, machte im eigenen Lande die Kirchenfürsten zu Reichsbeamten und damit der Krone untertan. Er duldete keinerlei Bevormundung des weltlichen deutschen Staates durch die römische Kirche und festigte das Königsamt tief im deutschen Volkstum, so daß es sich im Bunde mit der Kirche auch unter seinen Nachfolgern noch aus eigener Kraft erhalten konnte. So lange dies geschah, blieben die deutschen Könige des Mittelalters als Kaiser die Herren des Abendlandes. Als Otto 973 starb, war er der größte Herrscher des Abendlandes, sein Reich das bestgefügte, in dem eine reiche volkverwurzelte Kultur einer herrlichen Blüte entgegentrieb.

Der größte Herrscher des Abendlandes vertrat unzweideutig die deutsche Vormachtstellung, auch wenn er in Italien weilte. Der achtzehnjährige Otto II., der seinem Vater in der Regierung folgte und noch zu dessen Lebzeiten zum König und Kaiser gekrönt worden war, befand sich über diesen Sinn der deutschen Krone keinen Augenblick im Zweifel. Er hatte selbst sein Teil dazu beitragen müssen, dem deutschen Kaisertum die Anerkennung des geschichtlich älteren, wenn auch an innerem Wert gehaltlosen zweiten Weltkaisertums, der Krone von Byzanz, zu gewinnen. Er war zu diesem Zweck mit der griechischen Prinzessin Theophano vermählt worden.

Otto suchte und gewann damit keineswegs etwa einen Einfluß auf das griechische Unteritalien, Apulien und Kalabrien; im Gegenteil, als die sizilischen Araber sich zur Eroberung Italiens anschickten und mit Kalabrien, das ihnen am nächsten lag, den Anfang machten, war es nicht der Beherrscher der von dieser Gefahr zunächst betroffenen Gebiete, der Kaiser von Byzanz, sondern der deutsche König, der in diesem Abwehrkampf sein Heer einsetzte, zum ersten Male auf Kosten deutscher Sicherheit.

Das Zwischenreich der Frauen

Die geschwächte Landesverteidigung machte es den Dänen und Wenden leicht, den deutschen Einfluß an der Grenze zurückzudrücken. Da Otto II. zu allem Unglück zu dieser Zeit, 983, starb, und, wie bei jedem Kronwechsel, der Streit in den Herzogtümern begann, sah sich die junge Großmacht vor Aufgaben gestellt, die samt und sonders hätten mißlingen müssen, wenn die nun folgende zwölfjährige Regentschaft der Frauen wirklich so unfähig gewesen wäre, wie es in „Abrissen" der deutschen Geschichte oft hingestellt worden ist. Adelheid, die Großmutter, und Theophano, die Mutter, verwalteten das Reich für den unmündigen König Otto III. Durch diese beiden Frauen ist das deutsche Königtum dadurch vor schweren Erschütterungen bewahrt geblieben, daß es ihnen gelang, die kaiserliche Autorität in Italien unerschüttert aufrecht zu erhalten. Ob das für das Reich richtig war, mag die Tatsache entscheiden, daß es 200 Jahre später selbst einem Friedrich Barbarossa notwendig erschien, sein deutsches König-

19

tum durch ein gesteigertes kaiserliches Ansehen in Italien zu stützen.

Niemand kann den Zeiger der Weltenuhr rückwärts drehen. Adelheid und Theophano und mit ihnen Willigis, der Erzbischof von Mainz, der Sohn eines schlichten Handwerkers, hatten mit unabänderlichen Hinterlassenschaften und Tatsachen zu rechnen. Deutschlands Vormacht! Darum ging es. Sie bestand fort, wenn auch in die Grenzen im Norden und Osten Lücken gerissen waren. Der fünfzehnjährige Otto III., der im Jahre 996 zur Regierung kam, fand ein Kaisertum vor, das den hochbegabten, wenn auch schwärmerisch veranlagten Jüngling nicht nur zu Taten begeisterte — er hat immerhin die Peterskirche von unwürdigen Päpsten gesäubert und den ersten deutschen Papst nach Rom geführt —, sondern auch zu Plänen, für die das Kaisertum seines Großvaters Otto I. allerdings nicht geschaffen und auch nicht erschaffen war. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern, im Gegensatz auch zu seiner Mutter und Großmutter erträumte und erstrebte Otto III. ein Kaisertum, das von Rom als sichtbarem Mittelpunkt aus das Abendland beherrschen sollte. Otto III. hatte Deutschland preisgegeben, indem er den Sinn des deutschen Kaisertums abänderte. Zum Glück reiften seine Pläne nicht, die der französische Papst Silvester II. in ihm genährt hatte, und denen er als Kind einer nichtdeutschen Mutter um so leichter zugänglich war. Der jugendliche Schwärmer starb bereits im Jahre 1002.

Ein unerwünschtes Erbe

Das Kaisertum als Stütze königlichen Ansehens ist eine frühzeitige Erscheinung, die man jedoch nicht hinzunehmen braucht, ohne nach den Ursachen zu fragen. Schwäche und Schwierigkeiten des Königtums hatten von Anfang an ihren Grund in der meist hartnäckig gewahrten Sonderstellung der einzelnen deutschen Stämme und der Rivalität ihrer Herzöge als deren natürliche Folge. Wie wir aber sowohl bei Heinrich I. als auch bei Otto I. gesehen haben, bleibt der berufenen Führerpersönlichkeit der Erfolg nicht versagt, ebensowenig wie es ein leerer Wahn ist, daß die Kraft des Stammlandes in einer solchen Persönlichkeit wirksam bleibt, wenn die Bewußtheit dieser Kraft lebendig ist. Das war bei Otto III. nicht der Fall. Der gleichzeitige Zusammenbruch seines kaiserlichen und königlichen Ansehens trat jedoch erst in Erscheinung, als man 999 in der Krypta der Quedlinburger Stiftskirche, zu Häupten ihrer Großeltern, die deutsche Frau bestattete, die seit dem Tode ihres Bruders Otto II. in Deutschland das Königtum in seinem sächsischen Uradel vertreten hatte, die Äbtissin Mathilde, Ottos des Großen wahrhaft große Tochter.

Als nach ihrem Tode nunmehr ein religiöser Fanatiker Träger der Krone war, der überdies von einem neuen römischen Weltreich träumte, unter dem selbst die Römer sich nichts vorzustellen vermochten, war es mit der Duldsamkeit der Deutschen begreiflicherweise vorbei. Aus Ottos III. Frömmigkeit und seiner verhängnisvollen Auffassung vom Wert großer Bistümer zogen nur äußere Feinde des Reiches Vorteil. Otto der Große hatte in seinen Bischöfen das notwendige Gegengewicht gegen die Herzöge gesehen, die ihm ja oft und schwer genug zu schaffen gemacht hatten. Seine Grenzbistümer hatten die freie Entfaltung junger deutscher Kultur auf immer noch umkämpftem Reichsgebiet zu gewährleisten. Was tat Otto III? Er gab Polen die kirchliche Unabhängigkeit, indem er das Erzbistum Gnesen anerkannte. Für die politische Unabhängigkeit sorgte der Polenherzog selbst, dem es die Reichslage erlaubte, Pommern, Preußen, Böhmen und die Lausitz unter seine Oberhoheit zu bringen.

Da der Polenherzog durchaus nicht gewillt war, an der Grenze der Mark Meißen halt zu machen, hatte der neue deutsche König Heinrich II., der Urenkel Heinrichs I., von Anfang an mit einem ernst zu nehmenden äußeren Gegner zu rechnen, dem er Böhmen auch wieder entriß.

Bild und Charakter Heinrichs II. wollen, wie sie nicht selten dargestellt werden, recht wenig zu den Leistungen passen, die er auf sich genommen und im großen und ganzen auch vollbracht hat. Der kränkliche, schüchterne, sehr fromme Mann stand vor keiner geringeren Aufgabe, als die deutsche Krone, die ihm nur widerstrebend gereicht worden war, festzuhalten, ihr merklich gesunkenes Ansehen zu heben, die Macht- und Gebietsverluste an den Grenzen wettzumachen — nun, das dürfte genügt haben.

Der Kaiser in ihm kam bei all diesen Aufgaben zunächst ebensowenig zum Vorschein wie

20

Aufn.:



Standbild Ottos des Großen
Magdeburg, [illegible] um 1250

Aufn.: Staatliche Bildstelle



Otto II., byzantinisch dargestellt, Miniatur um 983



Otto III. in typisch südlicher Auffassung. Miniatur um 1000



Kaiserin Theophano, Witwe Ottos II., übergibt ihren Sohn, späteren Kaiser Otto III., dem Grafen Bernward zur Erziehung. Erzrelief, Hildesheim, 1893. Deutsche Kunstauffassung

Aufn.: Dr. Stoedtner und Staatliche Bildstelle

1000



Deutsche Kaiserkrone, 1025 von Konrad II. gestiftet

Sarkophag mit Relief Heinrichs III. zu Goslar, in dem das Herz des Kaisers beigesetzt ist





Schmuck
der Kaiserin Gisela,
Gemahlin Konrads II.

oedtner
Bildstelle



Heinrich II. u. Kunigunde, Stifter des Bamberger Doms. Adamspforte. Mitte des 13. Jahrhdts.

Aufn.: Staatliche Bildstelle

bei Otto I.; er hatte es nur ungleich schwerer, weil er, der letzte von den männlichen Nachkommen Heinrichs I., ohne Familienanhang den Herzögen allein gegenüberstand. Es war die enge Verbundenheit mit dem Stammland seiner Ahnen, dem er durch sein eigenes bayerisches Herzogtum nicht hatte entfremdet werden können; es war aber auch vieles vom Wesen und der Weisheit des Urgroßvaters, was ihn davon zurückhielt, über die nächsten Angelegenheiten hinaus die Machtstellung Deutschlands zu versuchen. Die Wiederherstellung des königlichen Ansehens in Oberitalien ließ er sich zugleich angelegen sein, denn das Geschlecht der Berengar war auch in ihren Nachkommen noch eine Gefahr. Nach Rom jedoch ist Heinrich erst im zwölften Jahr seiner Regierung gezogen, von zwei Papstparteien zur Entscheidung herbeigerufen.

Heinrichs Kaisertum entbehrt durchaus nicht erhabener Züge. Er war weit mehr Herr Italiens als seine beiden Vorgänger. Sein Feldzug gegen die Griechen in Unteritalien, die ähnlich den Arabern zur Zeit Ottos II. eine Gefahr für Rom zu werden drohten, ließ zwar an Tatkraft der Durchführung nichts zu wünschen übrig, aber es war doch mehr die Papstherrschaft, die von Heinrich beschützt wurde, als daß das kaiserliche Ansehen dieses nachdrücklichen Kraftbeweises bedurft hätte. Eine solche Notwendigkeit hätte Heinrich gewiß von allein erkannt und der Papst es nicht nötig gehabt, persönlich nach Bamberg zu kommen und die Schwerthilfe des Kaisers zu erbitten.

Heinrich, der an Ottos I. Verhältnis zu den Bischöfen festhielt, hat sich zugunsten weltlicher Rechte und Macht der deutschen Kirche gleichwohl mancherlei Vorteile und Überlegenheiten begeben und damit zu seinem Teil das Zeitalter verhängnisvoller Machtproben zwischen Kirche und Reich mit vorbereitet: das von ihm geplante Reformwerk an der Gesamtkirche hätte jedoch greifbarere Formen annehmen müssen, damit wir die Möglichkeit hätten, das Wesensbild Kaiser Heinrichs ganz durchzuzeichnen. Ehe er aber an dieses Werk herantreten konnte, starb er im Jahre 1024.

Wenn die Kirche den um sie verdienten Kaiser Heinrich II. in dem Glauben heiliggesprochen hat, seinen Ruhm dadurch für alle Zeiten im Bewußtsein der Nachwelt festzuhalten, so hat sie ihm damit keinen Gefallen erwiesen, denn es ist ihr gelungen, mit dem überblanken Schein der Frömmigkeit die starken weltlichen Taten Heinrichs zu überblenden. Es liegt durchaus kein Grund vor, bei Heinrich der Kirche diese Genugtuung zu gönnen.

Der deutsche Herr

Heinrich II. hat ein anderes Erbe hinterlassen, als er selbst antreten mußte. Bei seinem Nachfolger, Konrad II., der in kirchlicher Hinsicht vollkommen unbelastet in die Geschichte einging, müssen wir gleich zu Anfang bedenken, daß ihm so mancher seiner Erfolge nicht so leicht, zumindest nicht so bald geblüht hätte — ohne die kluge Vorsorge seines Vorgängers. Gerade weil Konrad, der das Blut zweier Stämme, der Franken und Sachsen, in sich vereinigte, und dem die Schwaben um seiner Heirat mit Gisela willen zugetan waren, kein Diplomat gewesen ist, sondern ein ungestümer Tatmensch, konnte er keinen der Wege einschlagen, die seine Vorgänger wohl auch, nur manchmal viel, viel langsamer ans Ziel führten. Um rasch handeln zu können, bedarf es besonderer Voraussetzungen, bedurfte Konrad der zuverlässigsten Mittel, und die hatte ihm Kaiser Heinrichs wohlgeordnetes Staatswesen hinterlassen: Geld und Heer.

Konrad hat sie aufs beste angewandt. Die außerdeutschen Verhältnisse erforderten Maßnahmen, die über die Macht der Königskrone hinausgingen, die aber das Kaisertum durchsetzen konnte. Konrad vertrat bewußt ein Machtkaisertum. Der Mann, der schon im zweiten Jahre seiner Regierung nach Italien zog, ordnete die Zustände im Langobardenreich, das ja immer wieder die deutsche Herrschaft abzuschütteln suchte, nicht nach Brauch des Königtums, sondern mit dem Totalitätsanspruch des deutschen Herrn, der nicht erst darauf zu warten brauchte, ob die Langobarden ihn krönen wollten oder nicht. Er kam schon als König, nahm die zeremoniellen Formalitäten der Eidesleistung dabei in Kauf, ließ aber keinen Zweifel darüber aufkommen, daß ihn kein Zeremoniell daran hindern könne, die Verwaltung des Landes nach seinem Gutdünken einzurichten und dem deutschen Element das Übergewicht zu geben. Auch hierin setzte er nur fort, was bereits Heinrich II.

als wichtig erkannt hatte, die Besetzung der wichtigsten Stützen des deutschen Herrschertums in Italien, der Bischofsstühle, mit Deutschen. Überdies verstärkte er den deutschen Einfluß durch Heiraten zwischen Adelsgeschlechtern beider Länder.

Auch in Rom hatte ihm sein Vorgänger die Tür offen gelassen. Papst Johann XIX. war Tuskulaner wie Benedikt VIII., dem Heinrich II. seinen Arm geliehen hatte. Der Herr Roms hieß Konrad. Konrad kämpfte auch den Kampf zu Ende, den Heinrich mit Polen zu führen hatte, und stellte die deutsche Oberhoheit, die nach Heinrichs Tod verlorengegangen war, abermals her. Dem Norden des Reiches sicherte er ruhige Entwicklungsmöglichkeiten durch einen Vertrag mit dem Dänenkönig Kanut, dessen Tochter mit Konrads Sohn Heinrich, dem künftigen deutschen König, vermählt wurde. Der Verzicht auf Schleswig war durch den Aufschwung, den Hamburg nunmehr nehmen konnte, wettgemacht.

Sein starkes Heer wiederum brauchte Konrad bei der Verteidigung seines Anspruches auf das Königreich Burgund, das nach dem Tode seines letzten Herrn auf Grund vertraglich gesicherter Erbansprüche an Konrad fallen sollte. Diesen Vertrag hatte bereits Kaiser Heinrich II. für sich mit Rudolf III. von Burgund abgeschlossen, zu dem er im gleichen Verwandtschaftsverhältnis stand wie Gisela, die Gemahlin Konrads. Dem Kaiserpaar war es gelungen, den Vertrag für ihr eigenes Haus zu erneuern. Ein französischer Verwandter des Burgunders erschien jedoch als gefährlicher Rivale auf dem Plan, mußte indessen den Waffen des Kaisers weichen, der ihm sein deutsches und italisches Heer entgegenstellte.

Ohne den Sieg Konrads wäre Burgund damals französisch geworden, und das Kaisertum hätte beständig die Gefahr vor Augen gehabt, durch Verlust der Alpenstraßen von Italien abgeschnitten zu werden. Es wäre das Ende des Kaisertums gewesen, noch ehe es seine Sendung erfüllt hätte, der Kultur des Abendlandes die dauernde Überlegenheit in der Welt zu verschaffen.

Viel, Wichtiges, Entscheidendes ist Konrad geglückt, eins hat er übersehen, er, der eben kein Diplomat war: Adel und Bischöfe Oberitaliens in gleicher Weise stärken hieß nicht nur den eigenen Einfluß schwächen, sondern zwischen beiden die Eifersucht entfesseln. Die schweren Folgen zeigten sich im ganzen Umfang erst in der Zeit der Staufer. Die italienischen Städte waren den deutschen nicht zu vergleichen, die Konrad möglicherweise besser kannte, weshalb er die italienischen unterschätzt haben mag. Der Erzbischof von Mailand, mit dieser Stadt im Bunde, war eine Macht, gegen die weder das kaiserliche Heer noch der päpstliche Bannstrahl etwas auszurichten vermochten. Vielleicht wäre Konrad dennoch der Mann gewesen, diesen Widerstand zu brechen und so eine der größten Gefahren, die den künftigen Kaisern drohten — die Gegnerschaft der italienischen Städte, allein oder im Bunde mit anderen Feinden des Kaisertums — im Keime zu ersticken. Aber um eben diese Stunde der beginnenden Feindschaft mit Aripert von Mailand war Konrads Lebensuhr abgelaufen.

Der Vollendung entgegen

Konrads Nachfolger, sein Sohn Heinrich III., der 1039 zur Regierung kam, mußte gleichwohl in diesem Streit zu einem Ende kommen. Er versöhnte sich mit dem Mailänder. Der Schatten Kaiser Heinrichs II. liegt noch immer auf dem Bilde des deutschen Kaisertums, so groß dieses Bild auch wird. Wenn Heinrich III. nach einem Vorbild Ausschau hält, dann fragt er sich, wie es der letzte Sachsenkaiser gehalten hatte. Schon dieser hatte zwischen Glauben, Rom und Krone recht genau unterschieden. Soweit sich Heinrich II. den cluniacensischen Geist bereits zu eigen machte, wollte er ihn auf die Reinigung der Kirche von Mißständen aller Art angewandt wissen. Von der im Jahre 910 gegründeten Benediktinerabtei Cluny in Frankreich ging schon frühzeitig eine religiöse und kirchliche Reformbewegung aus, die vorerst auf die Klostergeistlichkeit beschränkt blieb und eine Vertiefung des mönchischen Lebens zum Ziel hatte. Mit dem Übergreifen dieser Bewegung auf das Weltpriestertum rückt als Mittelpunkt eines fester in sich geschlossenen kirchlichen Lebens der Papst immer mehr in den Vordergrund. Den Gipfel cluniacensischen Begehrens, die Unterwerfung des Staates unter den Machtwillen der Kirche und ihres Ober-

hauptes, sah Heinrich II. noch nicht. Konrad folgte ihm nur auf dem Wege, den deutschen Einfluß in Italien durch eine deutsche Kirche stark zu machen.

Heinrich III. aber faßte das ganze und brennendste Problem jener Zeit unter dem Gesichtspunkt des unumschränkten deutschen Imperiums an. Er ging also entschieden weiter als Heinrich II., weiter auch als Konrad, weil er die Kirche organisch in sein Reich einzubauen bemüht war, und dieses Reich beginnt jetzt nicht nur über die Alpen hinweg eine Einheit zu werden, es macht, um mit Alfred Baeumler zu sprechen, seinen Charakter als germanisches „Imperium des Nordens" auch insofern zur Tatsache, als es kraft seines Wesens gebieterisch herrscht und von jeder anderen Macht, worunter vor allem Rom und der Papst zu verstehen sind, unabhängig ist.

Seit Otto dem Großen hat kein Kaiser dieses germanische Führerbewußtsein so stark in sich getragen. Es erscheint in Heinrich um so klarer und tatenfroher, als wir ein Kaisertum von solchem geistigen wie realen Ausmaß auch tatsächlich vor uns entstehen sehen, nicht ohne Rückschläge, nicht ohne innere Krisen — leider aber auch ohne den Schlußstein.

Blicken wir nach Rom, so sehen wir, daß es mit dem frivolen Treiben unwürdiger Päpste zu Ende ist. Knabenpäpste verschwinden, desgleichen Statthalter Christi, die den Apostelstuhl meistbietend verschachern. Die Kuriosität, ein Judenstämmling auf dem Thron der Christenheit, wird vom verdienten Schicksal ereilt. Vier deutsche Reichsbischöfe besteigen nacheinander den Papststuhl. Der Kaiser wählt sie, der Kaiser setzt sie ein als Oberhaupt der Kirche. Zum ersten Male seit 150 Jahren ist Rom wirklich stark, in allen Ländern des gläubigen Abendlandes gebieterisch, aber dieses kirchliche Rom wäre nicht ohne den deutschen Kaiser, da dessen Päpste ja seine Päpste sind, und außerdem ist der Germane auch weltlicher Herr von Rom, Patrizius, wie es die ersten Karolinger einst waren, ja römischer König, bevor er noch in Rom eingezogen.

Man mag es symbolisch deuten, daß Heinrich III. nicht am Rhein, nicht angesichts der hoch und höher wachsenden Mauern des Speyerer Doms, den sein Vater zu bauen begonnen, seinen Plänen nachhing, sondern daß er vom Herzen Germaniens, vom Harz aus, den Ausbau des deutschen Imperiums leitete. Symbolisch also mag man das deuten. Das deutsche Königtum jedoch, das, wie gesagt, ja die Grundlage für das Erstarken der deutschen Kaisermacht war, brachte in das Geheimnis uralter wirksamer Kräfte einen harten, nüchternen Klang. Konrad hatte wie Otto die Herzogsgewalten in der eigenen Familie vereinigt; Heinrich gab sie wieder an die einzelnen Stämme ab, mit dem ewig sich wiederholenden Ergebnis, daß die Herzöge dem König das Leben sauer machten. Der Lothringer Gottfried trug den Unfrieden sogar bis nach Italien, wo er sich mit der Witwe des Markgrafen von Toskana verheiratete und dieses Land als Festung zwischen dem Reich und Rom zu benutzen gedachte. Seine Stieftochter Mathilde hat denn auch später im Kampf zwischen König und Papst eine entscheidende Rolle an der Seite Roms gespielt, als Herrin von Canossa.

Deutsches Verhängnis

Man möchte es deutsches Schicksal nennen, daß dieser Kampf das Ergebnis des Lebenswerkes Heinrichs III. war. Die Waffen, die das Kaisertum schützen sollten, wandten sich gegen die Krone, als Heinrich mitten auf aufsteigender Bahn vom Tode ereilt wurde. Die Führerlosigkeit des Reiches, deren Folgen die Entwicklung Heinrichs IV., der beim Tode seines Vaters erst sechs Jahre alt war, nur unvorteilhaft beeinflussen konnten, entzog auch seiner späteren Regierung noch die Grundlagen, auf denen es möglich gewesen wäre, das Werk Heinrichs III. zu vollenden.

Dieses Werk, von der Krone gewollt und für die Erweiterung ihrer Macht und ihres Ansehens bestimmt, bedarf die Reform der Kirche, die jedoch nach den ersten erfolgreichen Maßnahmen Heinrichs III. nicht mehr gegen die Kirche gerichtet war, sondern mit ihr im Bunde zu Ende geführt werden sollte. Das war aber mit dem Augenblick nicht mehr möglich, als die von Heinrich gewollte Kirche dem alleinigen deutschen Einfluß entzogen war. Noch zu Lebzeiten des Kaisers, vor seinen Augen, war in der schroffsten Weise der Absicht Heinrichs die Erfüllung verbaut worden. Gewiß konnte auch das Papsttum Schutz und Ansehen des Kaiser-

tums verbürgen, wenn der Träger der Tiara, selbst ein Deutscher, von der Notwendigkeit eines führenden deutschen Kaisertums überzeugt war. Aus diesem Grunde und zu diesem Zweck sollte der Papst auch mehr als bisher wirklicher Herr der Kirche sein, nicht etwa nur in seinem Staate und noch in Deutschland; die Kirchen ganz Italiens, ganz Frankreichs sollten ihm tatsächlich unterstehen und auf diese Weise von selbst unter den Einfluß des deutschen Herrn geraten, der über dem Papst stand.

Mit dem deutschen Klerus allein war die Reform der Gesamtkirche, die sich auch auf den moralischen Verfall des Priestertums und die sittliche Haltung seiner Träger bezog, nicht durchzuführen. Die Mitwirkung nichtdeutscher Bischöfe und Äbte hatte notwendig deren Einfluß in Rom zur Folge, der sich in dem Augenblick in einen Einfluß auf Rom verwandelte, als Heinrich III. die Augen schloß und kein annähernd, geschweige denn gleich starker Nachfolger da war.

Dem sechsjährigen Kinde und seiner Mutter Agnes, die nicht nur überhaupt, sondern als gebürtige Französin unter dem Einfluß ihrer heimatlichen Geistlichkeit stand, konnten die nunmehrigen Machthaber in Deutschland, weltliche und Kirchenfürsten, ungehindert vom Krongut nehmen, soviel sie wollten. Endlich stahlen sie ja, aus der Pfalz zu Kaiserswerth, den königlichen Knaben selbst, und damit war auch der letzte Widerstand der Kaiserinwitwe gebrochen, die als Nonne nunmehr völlig der Gewalt Roms verfiel.

In Italien hatte der Herr Toskanas, Gottfried von Lothringen, mit dem es infolge Heinrichs frühem Tod nicht mehr zum Endkampf gekommen war, seine Drohung wahrgemacht. Neben Rom zog er aus der Führerlosigkeit des Reiches den meisten weltlichen Machtgewinn. Als mächtigster Fürst Italiens gebrauchte er seine Macht aber nicht, wie es unter den gegebenen Umständen im Sinne des deutschen Kaisertums gewesen wäre, gegen Rom, sondern gegen das Reich.

Der Nachfolger des letzten deutschen Papstes Viktors II. war (schon im Jahre nach Heinrichs Tod) der Franzose Stefan IX. Cluny mit seinem ganzen Reformprogramm hatte und behielt die Führung. Kein Punkt darin, der nicht gegen Recht und Ansprüche der deutschen Krone verstoßen, der nicht Einrichtungen aufgehoben hätte, an die die Macht des Königtums gebunden war, an die es sich freilich selbst gebunden hatte. Nach Aufhebung der deutschen Entscheidung bei der Papstwahl, mit dem Verbot der Investitur, vermochte der Papst endlich den alten Anspruch auf die Herrschaft nicht nur über die Kirche, sondern über die Welt, also auch über das deutsche Kaiserreich, durchzusetzen.

Das Verbot der Investitur stellte einen so folgenschweren Eingriff in die Rechte des deutschen Königs dar, daß um seinetwillen ein erbitterter Kampf zwischen Papst und König entbrennen mußte. Der König, Landesherr aller Bistümer und der Mehrzahl der großen Klöster, hatte seit dem 9. Jahrhundert das Recht, Bischöfe und Äbte zu ernennen; gegen die Verpflichtung persönlichen Dienstes am Königtum und der Heeresfolge übergab ihnen der König die Abzeichen ihrer kirchlichen Ämter, Ring und Stab. Unter Belehnung mit dem Zepter erfolgte gleichzeitig die Übergabe der weltlichen Ämter und der für die Bischöfe und Äbte mit namhaften Einkünften verbundenen Lehen. Im Jahre 1075 nun forderte der Papst das Recht der Verleihung der hohen kirchlichen Würden, also die Investitur, für sich.

Dieser Papst war Gregor VII., langobardischer Abstammung. Der deutsche König, gegen den sich dieser ungeheure Anspruch weltlichen Machtbegehrens der Kirche zuerst wandte, war Heinrich IV. In seiner Auflehnung gegen die Übergriffe Roms wurde der deutsche König von den Fürsten seiner und der lombardischen Kirche zunächst unterstützt. Hatte der Papst doch auch vor der Macht und Selbständigkeit der deutschen Erzbischöfe nicht haltgemacht. Der Bannfluch, den Gregor über Heinrich aussprach, nahm ihnen jedoch den Mut, sich noch länger zu dem Beschluß der Wormser Synode zu bekennen, mit dem der König und sie im Bunde mit den Lombarden die Absetzung Gregors gefordert hatten. Die Entrechtung des Königs in seinem Amte verschaffte den deutschen Fürsten, die sich in zehnjähriger Fehde mit Heinrich überworfen hatten, ein verhängnisvolles Übergewicht, dem nicht allein die Krone, sondern sogar die Reichseinheit zum Opfer fallen konnte.

Heinrich erkannte die ungeheuere Gefahr in ihrem ganzen Ausmaß. Die Bedingung der Fürsten, daß der König sich binnen Jahresfrist vom Bann zu lösen habe, widrigenfalls ihm das Herrscherrecht versagt würde, war keine leere Drohung. Was die Fürsten aber mit dem Beschluß heraufbeschworen hatten, den Papst nach Augsburg zu laden, wo er über Krone, Kirche und Reich entscheiden sollte, wurde in seiner verhängnisbergenden Tragweite allein von Heinrich erfaßt. Es konnte für ihn kein Zweifel daran bestehen, daß Gregor dieser Aufforderung mit Freuden nachkommen werde; gelang ihm die Unterwerfung des Kaisertums doch durch ein einfaches Machtwort. Mit der Freiheit von Krone und Reich wäre es ganz vorbei, der König war ein Geschöpf des Papstes gewesen.

Heinrich, bis zur Klärung der Verhältnisse von den Fürsten nach Speyer verbannt, wußte nicht nur, was auf dem Spiele stand; er wußte auch den Weg, dieser großen Gefahr zu begegnen. Der Papst durfte nicht nach Deutschland kommen! Die Lossprechung vom Bann mußte Heinrich auf italischem Boden erreichen. Er mußte den Papst überraschen und die deutschen Fürsten vor eine vollendete Tatsache stellen.

Es gelang ihm, unbemerkt Speyer zu verlassen. Mit seiner Gemahlin und seinem dreijährigen Söhnlein Konrad, nur von einer Handvoll Getreuer begleitet, machte sich der König auf den Weg nach Italien. Er reiste über Burgund und überschritt im Januar, umgeben und aufs grauenvollste bedroht von den Schrecken des Bergwinters, auf der Paßstraße am Mont Cenis die Alpen. In Turin schloß sich Markgräfin Adelheid, die Schwiegermutter des Königs, dem Zuge an. Der Papst, bereits auf dem Wege nach Deutschland, war schon in Mantua eingetroffen, als er das Herannahen Heinrichs erfuhr. Seine Sicherheit war aufs höchste gefährdet, wenn sich, was zu erwarten stand, die Lombarden an die Seite des Königs stellten. Gregor suchte auf der Felsenburg Canossa Zuflucht.

Die Burg der Markgräfin Mathilde von Toskana schützte ihn zwar vor den Waffen der Lombarden, nicht aber vor der Klugheit des deutschen Königs. Niemand in Deutschland hatte ihm den Weg, den er jetzt ging, erleichtert; allein die Lombarden, in solchem Falle ihrer alten germanischen Freiheit bewußt, sahen und ehrten in Heinrich den Helden. Sie verstanden die „Buße“ nicht, die der König auf sich nehmen wollte, sie wiesen aufs Schwert. Aber das Schwert konnte zu jener Stunde die Freiheit von Reich und Krone nicht verbürgen, nur der Klügere, der im rechten Augenblick sich bezwang und nachgab. Um der dauernden Unterwerfung des Königtums vorzubeugen, mußte er sich jetzt demütigen, durch Unterwerfung unter den Willen des Papstes sich vom Banne lösen.

Gregor wußte, warum er den König, der seine Unterwerfung anmelden ließ, nicht empfing. Er zerstörte sich selbst die Aussicht auf den großen Sieg, der ihm in Augsburg winkte, wenn er sich jetzt mit Heinrich aussöhnte. Es bedurfte dringender Vorstellungen der beiden Markgräfinnen, vor allem der klugen Mathilde, um Gregors Starrsinn zu beugen und ihn davon zu überzeugen, daß er seine höchste Priester- und Menschenpflicht verletzte, wenn er einem reuigen Büßer die Verzeihung verweigerte. Damit war der Papst auf Canossa in eine Zwangslage geraten. Das wußte der König recht gut, und wir dürfen von dem Übermaß an reumütigen Empfindungen und büßerischen Handlungen, die uns aus jenen Tagen überliefert sind, ruhig einen großen Teil abstreichen. Heinrich stand an den drei Tagen, bis ihn Gregor endlich empfing, auch nicht im Hemd und barfuß im Schnee vor dem äußeren Burgtor. Zeremoniell ist Zeremoniell, und Heinrich hatte über sein Kettenkleid das Büßerhemd gezogen. Am dritten Tage aber ließ er dem Papst sagen, daß er nun wieder gehen wolle, wenn ihm die Lossprechung verweigert werde. Damit aber zwang er Gregor, wollte dieser den christlichen Anschauungen vor aller Welt nicht einen empfindlichen Stoß versetzen, förmlich zur Versöhnung. So sieht Gregors Sieg in Wirklichkeit aus.

Es war der Anfang seiner persönlichen Niederlage, die aber nicht zu einer Niederlage der Kirche werden sollte. Denn in dem Canossagang lag trotz allem eine Demütigung, eine empfindliche Schwächung deutscher Königsmacht und ein weithin sichtbares Zeichen dafür, daß das deutsche Königtum einen Weg beschritten hatte, auf dem es sich der kirchlichen Ideologie bedenk-

lich zu nähern begann. In Heinrich IV. wirkte das germanische Erbe zwar noch fort. Aber ebenso stark machten sich auch die Einflüsse einer anderen Weltanschauung und die Notwendigkeit bemerkbar, mit ihren Trägern als bedeutende Machtfaktoren rechnen zu müssen. Das alles führte zu den tragischen Vorgängen von Canossa, die wir als die erste große Erschütterung des deutschen Königgedankens anzusehen haben. Verliefen die Dinge weiter in dieser Richtung, dann brauchte die Kirche nichts als Zeit, um ihre großen Gegenspieler vollends auf den Boden der römischen Ideologie hinüberzuziehen und damit die Oberhand über die germanischen Kaiser zu gewinnen. Daß Papst Gregor VII. hierfür Bresche geschlagen hat, bedarf keiner Frage und ist Grund genug dafür, daß sein Name in der römischen Kirchengeschichte ehrenvolle Erwähnung findet.

Die deutschen Fürsten aber hatten auch nach Heinrichs Rückkehr von Canossa nicht begriffen, daß diesmal noch der König Sieger geblieben war. Sie stellten ihm ihren Gegenkönig entgegen. Hinter den vom Bann befreiten König trat aber neben den Franken und Schwaben der größte Teil der deutschen Bischöfe; die beiden Parteien hielten sich die Waage.

Gregor jedoch hatte sein Spiel sehr bald verloren; in der Stunde, in der sich Heinrich mit Waffengewalt die Kaiserkrone erzwang, verlor der Papst seinen Thron. Nicht mit der Anmaßung wie dieser, aber ebenso zielbewußt setzte das Papsttum seinen Kampf gegen das Kaisertum fort. Um den Bürgerkrieg in Deutschland, der nach dem Tode des letzten Gegenkönigs in sich zusammenbrach, erneut zu entfachen, trug die Kirche den Unfrieden in die kaiserliche Familie, wo er als Zündstoff nicht lange unwirksam liegenbleiben konnte. Mit Mathilde von Toskana im Bunde, zog der Papst die zweite Gemahlin und die Söhne des Kaisers zu sich herüber. Und als es 1106 zwischen dem Kaiser und seinem Sohne Heinrich, der ihn entthront hatte, sogar zur offenen Feldschlacht kommen sollte, wurde diese Tragödie im letzten Augenblick nur durch eine höhere Macht, den Tod, verhütet.

Der Weg bergab

H e i n r i c h V., König geworden, suchte die Macht der Krone wiederherzustellen. Da er sich zuerst mit Polen und Ungarn auseinandersetzte und im Rahmen der Ostpolitik des Reichs, die seit mehr als dreißig Jahren vernachlässigt worden war, den deutschen Herzögen fürs erste nicht ins Gehege kam, hatte er das einige Reich hinter sich, als er 1110 nach Italien zog, um auch hier wieder das Übergewicht des deutschen Herrn zu erreichen.

Er unterwarf zuerst Mathilde von Toskana und ließ sich von ihr zum Erben einsetzen. Dann kam die Auseinandersetzung mit Rom. Heinrich IV. hatte trotz Canossa weitergekämpft. Er hatte auf die I n v e s t i t u r nicht verzichtet.


Heinrich IV. vertreibt den Papst Gregor VII. aus Rom
nach einer symbolisierten zeitgenössischen Darstellung

26

Er hätte auch jetzt noch weitergekämpft. Sein Sohn, durchaus kein Schwächling, war der Kirche gegenüber schwach genug, den Widerstand seines Vaters zu nichts Höherem zu nutzen, als sich mit dem Papst zu vergleichen. Der Weg des Kaisertums ging nicht mehr bergauf. Heinrich V. glaubte es hinreichend geachtet durch das nur ihm persönlich auf Lebenszeit verliehene Sonderrecht, die Investitur auszuüben. Das Wormser Konkordat, das nach zehn Jahren, die von kriegerischen Auseinandersetzungen um die herzoglichen Vorrechte in Deutschland ausgefüllt waren, diesen Zustand ablöste, bedeutete eine weitere Einbuße an kaiserlichem Ansehen, denn von Macht konnte schon lange keine Rede mehr sein.

Hatte in der Erteilung des Privilegs von 1111 und der darauffolgenden Kaiserkrönung noch ein Schein von Anerkennung alter Rechte bestanden, so enthielten die Bestimmungen des Konkordats (1122) ungeschminkt das Wort und Gebot V e r z i c h t. In Deutschland verzichtete der Kaiser auf die Investitur und empfing für die Übertragung der Hoheitsrechte durch Belehnung mit dem Zepter die Vasallenhuldigung des in seinem Beisein gewählten Bischofs oder Abtes. Der einzige Vorteil bestand darin, daß die Weihe erst nach der Huldigung erfolgte, also von ihr abhängig war. In Italien, wo die Wahl ohne den Kaiser vor sich ging, wurde die Weihe vor der Belehnung vollzogen. Der Kaiser mochte — praktisch gesehen — zuschauen, wie er sich an den Gewählten hielt. Auch dieser Vertrag, der die Rechte des Kaisers in Italien in der Tat außer Wirksamkeit setzte, galt nur für Heinrich V. persönlich.

Durch Begünstigung der ihm genehmen Kronanwärter — zuerst L o t h a r s v o n S u p p l i n b u r g gegenüber dem Staufer und Schwabenherzog Friedrich, einem Vetter Heinrichs V., sodann Konrads III., des gefügigen Staufers, gegenüber dem ganz und gar nicht kirchlich gesinnten Schwiegersohn Lothars, dem Welfen Heinrich dem Stolzen — hatte der Papst unter Bekämpfung des germanischen Erbrechts schon dafür gesorgt, daß seine Unabhängigkeit vom deutschen Kaisertum nicht mehr gefährdet wurde.

Nach Heinrichs Tode hat sich der ihm nachfolgende Lothar um die Wiedererlangung des Investiturrechts viel zu lau bemüht, um einen Erfolg erzielen zu können. Er erreichte einzig für Italien insofern einen Vorteil, als den geistlichen Fürsten die Ausübung ihrer weltlichen Hoheitsrechte vor der Belehnung durch den Kaiser untersagt war. Wie früher Konrad II., so fehlte auch Lothar eine diplomatische Ader. Beide waren nur Soldaten, Lothar als Volkskönig vielleicht seit Heinrich I. und Otto dem Großen die bedeutendste, für die Gestaltung des deutschen Raumes wichtigste Erscheinung. Seine nur der Kirche gegenüber auffallende Schwäche ist allein aus seinem Wesen zu erklären. Ihm, der die zuchtlosen Nonnen von Lutter kurzerhand nach Drübeck in den einsamen Harz steckte, der als Zweiundsiebzigjähriger ohne alles Aufhebens, aber auch ohne entsprechende Bedingungen, Rom vor den Übergriffen der Normannen, der jungen Macht im Süden Italiens, bewahrte, ihm ist schon zuzutrauen, daß er sich bei der Behauptung des Papstes, Lothar die Kaiserwürde nur v e r l i e h e n zu haben, soldatisch rauh dachte: „Rede du, was du willst!"

Mit solcher Überlegenheit der Kirche gegenüber war in jener Zeit aber nichts zu gewinnen, und Lothars Schweigen zu der anmaßenden Erklärung des Papstes war eine geduldete Herabwürdigung mehr, zu der das Volkskönigtum dieses Sachsenfürsten, dem die Erneuerung der deutschen Herrschaft östlich der Elbe, der Ansatz zu großen späteren Erfolgen zu danken ist, in schroffem Gegensatz steht. Das Lebenswerk des Enkels (Heinrichs des Löwen) ist undenkbar ohne die Gestalt Lothars im Hintergrunde.

Die beim Kronenwechsel nach Lothars Tod (1137) einsetzende Feindschaft zwischen Welfen und Staufern, die auch die spätere Kaiserzeit noch schwer belastete, untergrub neben dem Mißerfolg des zweiten Kreuzzuges die Tatkraft K o n r a d s III., dessen unfruchtbarem Königtum zu jener Zeit allein das machtvoll ostwärts steuernde Sachsentum als Ausdruck echt germanischen Tatwillens gegenübersteht.

Konrad hinterließ nur den Anspruch auf das Kaisertum. Er hinterließ das Reich im „Frieden" mit der Kirche. Es brauchte zu keinem Kampf mehr zu kommen. Wenn nur dieser Friede fortbestand, war das Kaisertum verloren.

Deutscher – merk' dir das!

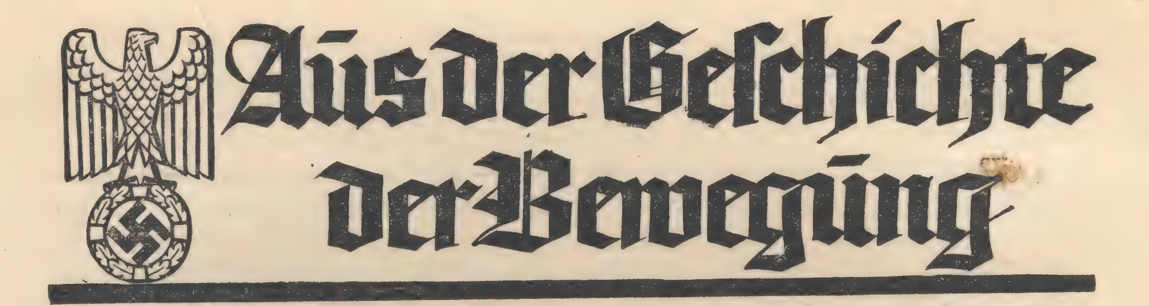
Welchen Verlust an wertvollen Kräften Deutschland durch Auswanderung erlitten hat, mag aus folgenden Tatsachen hervorgehen: Neuyork wird 1624 von dem Deutschen Peter Minewitt in holländischen Diensten um ein paar Dollar von den Amerikanern gekauft. Der erste amerikanische Kongreß wird von dem Deutschen Jakob Leisler 1690 zusammengerufen. Die erste Unabhängigkeitserklärung erfolgt in der Grafschaft Mecklenburg in Nord Carolina. Der Deutsche Steuben ist der General Washingtons. Die Leibwächter Washingtons sind Deutsche. 230 000 Deutsche kämpfen auf seiten der Nordstaaten im Bürgerkrieg, so daß General Lee sagt: „Nehmt die Deutschen aus der Unionsarmee heraus, und wir könnten die Yankees leicht verhauen". 94 Generale stehen auf seiten der Nordstaaten. Der in Speyer geborene Pfälzer Heinrich Hillgardt läßt 1892 in Milwaukee die erste elektrische Straßenbahn laufen und baut in Amerika die erste elektrische Kraftzentrale. So geht es weiter bis zum amerikanischen Generalissimus im Weltkriege, der aus der Rheinpfalz stammt, zu dem besten amerikanischen Kampfflieger, der den deutschen Namen Rickenbacher trägt, und zu der Feststellung, daß 40 v. H. der nach dem Kriege in Trier einrückenden amerikanischen Offiziere deutsch-amerikanischer Abstammung sind.



Der Geburtenreichtum Japans ist wiederholt als Folge der dort herrschenden religiösen Auffassungen ausgelegt worden. Es ist interessant zu erfahren, daß mit zunehmender Zivilisierung und dem Einfluß fremder Kulturen auch in Japan das strenge Wesensgefüge der Sippe und Familie in den Großstädten erschüttert zu werden droht. Im letzten Jahr sind allein in Tokio 14 Ehen pro Tag geschieden worden. Das sind im Jahr 4980. Die Stadtverwaltung erklärt diese Tatsache durch die wirtschaftliche Lage, da die häufigsten Ehescheidungen in Kaufmannskreisen ausgesprochen werden. Die Ursachen werden aber vielmehr in Überlagerung arteigener Lebensgestaltung durch fremde Einflüsse zu suchen sein. Darum ist der jährliche Nettozuwachs der Bevölkerung von Japan von seinem Höhestandpunkt von 1 007 868 auf 927 209 im Jahre 1933 und auf 809 224 im Jahre 1934 gesunken. Japan zeigt damit in seiner Struktur dieselbe Tendenz wie der Westen. Die deutsche Staatsführung hat diese Vorgänge beseitigt. Wir mußten feststellen, daß mit der Beseitigung dieser Einflüsse die Geburtenziffern sofort wieder anstiegen. Die Bevölkerungszunahme ist von allen europäischen Ländern in Polen am stärksten. Sie erreichte 1930 ihren Höhepunkt mit 16,7 Geburten auf 1000 Einwohner und festigte sich in den Jahren 1933/34 mit 12 Geburten auf 1000 Einwohner. In Zahlen ausgedrückt, heißt das: Die Geburtenziffer ging von 1 022 000 im Jahre 1930 auf 881 000 im Jahre 1934 zurück.



In der „New York Herald Tribune" wurde kürzlich die bolschewistische Macht in U.S.A. ausführlich geschildert. Demnach gibt es 610 kommunistische Organisationen, die über das ganze Land verteilt sind. Über 300 kommunistische Zeitungen und Zeitschriften in allen möglichen Sprachen erscheinen. Die Kommunisten geben für Streik-, Klassenhaß- und Bürgerkriegshetze jährlich allein über sechs Millionen Dollar aus. Diese Ziffern zeigen, daß es eine Irreführung der Öffentlichkeit ist, wenn man in U.S.A. die Sowjets als „Alleinverantwortliche" für die bolschewistische Propaganda hinstellt. Der Weltjude schult seine Bürgerkriegstruppen bereits ungehindert mitten im Lande.



Karl Richard Ganzer

Adolf Hitler in Landsberg

Der 9. November 1923 hatte dem bayerischen Partikularismus, ehe dieser seine reichsgefährdenden Pläne endgültig verwirklichen konnte, einen entscheidenden Stoß versetzt: nie wieder konnte er sich in der Zukunft so dreist und unverhüllt hervorwagen wie in den aufregenden Monaten des Jahres 1923, in deren Durcheinander die abenteuerlichsten Gedanken und die gefährlichsten Unternehmungen hatten großwerden können — bis Hitlers harter Entschluß eine der Ausgangsstellen des Fiebers einfach zerschnitt.

Der Hitlerprozeß hatte sodann die Hintergründe und die Antriebskräfte jener gefährlichen Bewegungen, die Deutschland im Herbst 1923 von allen Seiten bedrohten, deutlich erkennen lassen. Und wiederum war es Adolf Hitler, der auch hier die Verwirrung löste und den Tarnungen, Ausflüchten, Schiebereien der anderen Seite seinen herrischen Willen zur Klarheit entgegenstellte. Wie er im Jahre 1923 trotz seiner äußeren Niederlage als der eigentliche Retter Deutschlands aus einer heillosen Verwirrtheit und Gleichgültigkeit gewirkt hatte, so hatte auch im Prozeß seine Haltung den geschichtlichen Sieg davongetragen. Die staatlichen Mächte, die die Anklage gegen ihn erhoben hatten, hielten sich am Ende der Verhandlungen wohl kaum im unklaren darüber, daß ihr moralisches Gewicht erschreckend gesunken war. Unzerstört jedoch hatte Hitlers Glaube in jeder Stunde triumphiert, ungebrochen hatte sein Angriffswille jede Phase der Verhandlungen beherrscht. Wo immer demgegenüber die Männer des herrschenden Staates in Erscheinung getreten waren, hatte sich ihre Haltung als schwächlich erwiesen.

Das Ergebnis war klar; und es bewies erneut die Gültigkeit einer alten Erfahrung: wenn in einer politischen Auseinandersetzung zwischen Staatsgewalt und Opposition sich die moralischen Kräfte so verlagert haben, daß der Staat und seine Vertreter sich einzig durch negative Eigenschaften, durch Mangel an Selbstvertrauen, an Bekennerkraft und an Einsatzbereitschaft auszeichnen, während der echte politische Wille zur Tat und zum zukunftweisenden Bekenntnis nur bei der Opposition zu finden ist; wenn die Opposition auf sich die tapfersten Tugenden zu verschwören versteht und der Staat nur das Spießerideal der Nachtwächterruhe kennt, dann wird eine sehr eindeutige Entscheidung am Ende stehen; einmal wird dann ein Tag kommen, da die Dynamik dieser Tatsachen sich auslöst und dem stärkeren Geist und der stärkeren Faust die Entscheidung überantwortet. Untrüglich wußte Adolf Hitler am Ende des Prozesses, daß in einer vielleicht noch fernen Zukunft, aber irgendwann einmal in voller Sicherheit das Gesetz des Handelns auf ihn übergegangen sein werde.

Das aber war eine Zuversicht, die ihn weit über den Rahmen des politischen Alltagskampfes hinaushob. Denn nicht zwei politische Meinungen rangen im Hitlerprozeß miteinander, und am allerwenigsten maß sich der Gesetzeshüter mit dem Gesetzesübertreter. Im Hitlerprozeß rang vielmehr ein politischer Glaube mit einer glaubenslos gewordenen Welt, die „im Besitz" bleiben wollte, ohne für

diesen Anspruch auch die innere Tragkraft mitzubringen. Adolf Hitler besaß Glauben, Willen und das verkündende Wort. Die Staatsgewalt besaß nur Paragraphen und Polizisten. Mit dem Anspruch des gläubigen Sehers kämpfte Hitler um sein Werk. Auf Grund des Anspruchs der Paragraphen aber schickte ihn die Staatsgewalt auf die Festung. Damit war der formalen Dialektik der Staatsdoktrin gewiß Genüge getan. Aber die inneren Lebensgesetze des politischen Geschehens, die das schöpferische Recht einzig dem Stärkeren und dem Gläubigen zumessen, waren blind umgangen.

So kam denn die Staatsmaschinerie des alten Systems, jenes mechanische System von Gesetzen und toten Doktrinen, das von der lebendigen Kraft der politischen Auseinandersetzungen nur in Ausnahmefällen berührt wurde, langsam wieder auf die normalen Tourenzahlen ihres alltäglichen kleinen Geschäftsbetriebs. Im lebendigen Volk aber, das die großen politischen Auseinandersetzungen wirklich erlebt und das fiebernd, gestaltend und hoffend in die Kämpfe der Stunde hineingreift, schlugen nach wie vor die Herzen im Sturm. Denn daß die Erregung der Massen, die am 9. November ausgelöst worden war, sich legen würde, sobald über den juristischen „Fall" die Akten geschlossen waren, konnte nur annehmen, wer politisch blind war. Im Gegenteil: der Verlauf des Prozesses, die wochenlangen Verhandlungen, die Zusammenstöße, der Aufruf weithin bekannter Zeugen, vor allem aber die aufrüttelnden Reden des Führers, die zu den Fenstern des Saales hinausklangen in die neugierig und ergriffen lauschende Welt — all die Leidenschaften und insbesondere das sensationelle Nebeneinander der ihrer Tat sich rühmenden Angeklagten und der in müder Kläglichkeit sich enthüllenden Vertreter der herrschenden bayerischen Staatsgewalt hatten die Blicke des ganzen deutschen Volkes auf diesen Prozeß gelenkt.

Am 9. November hatte man da und dort im Reiche spotten können, daß dieser ganze Handel wohl wieder einmal eine belanglose Münchener Lokalangelegenheit, eine der bayerischen Extratouren sei, die schnell wieder ins Leere verpuffen würde. Aber am Tag nach der Urteilsverkündung war offensichtlich geworden, daß sich vor den Schranken dieses Gerichts ein politischer Anspruch erhoben hatte, der das gesamte Volk in seinen Bann zwingen wollte. Überall im Reich begannen da die politisch suchenden Menschen sich um diesen Namen Hitler zu erregen. Ein erster mächtiger Vorstoß über die bayerischen Grenzen hinaus! Ein tiefer Vorstoß aber zugleich in die Herzen von Tausenden, die anfänglich zur Zeitung nur gegriffen hatten, um nach neuen Sensationen im Prozeß zu haschen — und plötzlich fühlten, daß sie von der Zuversicht dieses angreifenden Angeklagten, von seinem Mut und von der adeligen Kraft seines Glaubens seltsam ergriffen wurden.

Neu bestätigt standen so die einen, die alten Gefolgsmänner, drinnen im Volk. Und an die Herzen Tausender von anderen schwang zum ersten Male die Botschaft des „Hochverräters" deutlicher und unverfälschter hinan, als in den Jahren zuvor. Aber während das Urteil bei den Harten auf Trotz und bei den zur Härte Bereiten auf die scheue Hoffnung auf einen kommenden Tag stieß, schlug über Trotz und Hoffnung das Hohngelächter der herrschenden Mächte hin. Wie sollte schon den Parteiherren und den Parteiherden von links bis rechts ein gescheiterter Putschist, der nun in seiner Zelle Trübsinn blasen und Reue und Leid erwecken mochte, je noch gefährlich werden? Was galten der kindische Trotz einiger unbelehrbarer Narren und die himmelblaue Träumerei einiger treudeutscher Schwärmer? Von rechts bis links waren sich die Parteien der damaligen deutschen Welt, trotz aller gegenseitigen Eifersucht, darin einig, daß mit dem Urteil über die Tat des 9. November auch das geschichtliche Verdammungsurteil über den jungen Nationalsozialismus und seinen Führer gefällt worden sei. Aber die Überlegung, aus der sie diesen Schluß konstruiert hatten, war primitiv und entbehrte jedes politischen, gar jedes geschichtlichen Sinns. So oft die Zeitungsschreiber der deutschen Presse den Namen Hitler genannt hatten, war ihnen dabei das Bild eines verächtlichen Demagogen lebendig geworden, der die Massen mit Lügen und Versprechungsködern

betört, der aber scheitern wird, sobald er vor seiner blinden Mitläuferschaft einen Mißerfolg einstecken muß. Nun war dieser Mißerfolg tatsächlich eingetreten — und dennoch gab es viele deutsche Männer, die nicht der liberalen Theorie folgten, sondern auch dem „gescheiterten" Führer die Treue hielten. Was blieb anderes übrig, als um so eifriger die Hoffnung zu nähren, daß fortan wenigstens die Festungshaft den Bann brechen würde, der von diesem Manne auszugehen schien? Der Demagoge braucht Massen, um wirken zu können — wenn man den Demagogen von den Massen entfernt, ist er dem Element seiner Wirkung entzogen — man sperre den Demagogen in eine Zelle, und die Massen werden ohne ihn ebenso gefahrlos sein, wie er ohne die Massen ... Ein billiges Rezept, dieser Gedanke, über den gefürchteten Feind eine g e i s t i g e B l o c k a d e zu verhängen! Und doch hatten sich die Herren der Weimarer Welt, die sich über den Plan einer geistigen Aushungerung die Hände rieben, auch in dieser Hoffnung getäuscht!

Denn von den großen Geheimnissen der Geschichte hatten sie nie einen Schimmer verspürt, und von den rätselvollen Möglichkeiten in der Seele des großen Schöpfers war ihren liberalen Gehirnen nie eine Ahnung aufgegangen. Was wußten sie von der Wahrheit, daß einen Menschen, der den Auftrag des Schicksals erfuhr, ein großes Werk in die Welt hineinzustellen, keine Gewalt auf Erden zu hindern vermag, seinem Auftrag zu dienen? „Der Vogel muß singen, weil er Vogel ist, und ein Mann, der für die Politik geboren ist, muß Politik treiben, ob er in Freiheit oder in einem Kerker ist!" So hatte Adolf Hitler selber den Gegnern getrotzt. Nunmehr, da er wirklich im Kerker sitzt, wird er die Wahrheit dieses stolzen Wortes auch beweisen.

Denn während die große Horde seiner Spötter sich vorlügt, daß er erledigt sei, weil zwischen das bisherige Feld seiner Siege, die Massen, und ihn selber dicke Mauern gestellt sind, zeigt er, daß der berufene und begnadete Politiker auch auf anderen als den gewohnten Feldern schöpferische Griffe zu tun vermag. Die Haft, die zur tödlichen Blockade für seinen Geist werden sollte, führt in Wirklichkeit zu einer außerordentlichen Konzentration seiner Kräfte, die bisher an den verschiedensten Orten eingesetzt werden mußten. Das Ergebnis der Haft ist das Buch „Mein Kampf". Es führt den Nationalsozialismus zu höchster geistiger Rüstung. Die Zelle in Landsberg ist die bedeutendste Rüstungsstätte der nationalsozialistischen Bewegung geworden.

Die Festungszelle in Landsberg ist ein kleiner Raum: einfaches Bett, schmaler Tisch, Stuhl — in allem nur das Nötigste. Aber sie besitzt große Fenster, hinter denen an hellen Tagen der föhnblaue, perlmutterne Himmel dieses bayerischen Landes steht, weit und froh und voll Farbe, der leuchtende Beherrscher der Hochebene vom Lech bis weit über den Inn nach Oberösterreich hinein. Am Rande des Blickfeldes stehen blau und schneesilbern die Berge, ruhig und fordernd zugleich, voll Lockung für den Fernmut, voll Verheißung der Stille, Geschenk an ein Auge, das einem Künstler gehört. Auch über die Heimat in Oberösterreich hatte sich dieser Himmel gespannt, auch dort hatten an seltenen Tagen die Berge schimmernd das Blickfeld begrenzt. Damals tobte ein wilder Junge mit der Horde der Kameraden durch seine kleine Welt — — —

Es gibt viel Ruhe hinter den dicken Mauern. Viel Zeit zur Besinnung, viel Zeit zu alten Erinnerungen. Wann hatte soviel Muße zum letzten Male in der Welt geherrscht? Die letzten Jahre waren von einem besessenen Kampf im leidenden Volk bestimmt gewesen. In den Jahren vorher waren Granaten zerrissen, hatten Angriffsschreie geschrillt, war Gas in die Lungen und in die Augen geschlichen. Und wiederum vorher? Als man ein junger Mensch war? Als man ein Kind war? Niemals hatte die Zeit sich so ruhig und verschwenderisch angeboten wie jetzt.

Niemals auch waren die langen Stunden des Tages so leer an Tat, so arm an Einsatz, so dürftig an Kampf, wie diese Stunden hinter den Mauern es sein sollten — die Machthaber wenigstens wünschten es so ...

Denn wenn man schon, so denken sie, einen starren Schädel nicht brechen und einen brennenden Willen nicht auslöschen kann, dann muß man diesen gefährlich lodernden Menschen in die Marter der Tatenlosigkeit stürzen, in die beklemmende Öde der Echolosigkeit, in die Zermürbungen einsamer Stunden, durch die die Verzweiflung schleicht wie ein tückischer, immer gegen-

wärtiger Schatten. Einige Tage lang wird ihm die neue Ruhe wohltun, tief wird er aufatmen, tief in sich hineinhorchen. Aber bald wird sich das ändern. Er kann nicht allzulange nur nach rückwärts träumen. Er kann nicht ewig Atem holen und Ruhe sammeln. Einmal werden die alten Kräfte sich wieder gestaut haben und nach einer Tat suchen. Doch wenn sie zum Einsatz drängen, sind ringsum die Mauern da, hemmend, drohend, Erfindung hämischer Gehirne, schlimmste Qual für den Menschen der Tat! Und wenn die neuen Kräfte sich dann sinnlos ausgerast haben, werden sie sich nach innen wenden, ins eigene Ich — die eigene Seele werden sie prüfen — und dann zerfasern — und dann zerquälen, und dann — — ja dann ist dieser gefährliche Wille dabei, sich selber für immer zu zerstören . . . So hofften die Machthaber. Aber ihr psychologisches Rechenexempel war falsch.

Denn wenn auch das ungewohnteste aller Dinge, die Ruhe, den Häftling nunmehr überfiel, wenn auch den Herrn der brausenden Massenversammlung und der marschierenden Sturmabteilung plötzliche Einsamkeit umfing, wenn auch den Meister der schnellen Entschlüsse nunmehr ein Raum umschloß, in dem niemand einem Befehl gehorchte und eine Entscheidung erwartete — der Wille blieb dennoch ungebrochen, ja, dieser ungeheure Wille machte sich die neue Welt selber gefügig.

Es ist kein Zweifel, daß die bezeichnenden Elemente der Gefängnisluft, auf deren zermürbende Wirkung die schwarzen Machthaber Bayerns ihre psychologische Rechnung aufgebaut hatten, auch Adolf Hitler bedrängten: die Neigung, sich mit der Vergangenheit zu befassen, die gefährliche Neigung, sich in die Tiefen der eigenen Seele zu versenken, die Neigung, zu meditieren, nachdem zum Handeln keine Gelegenheit besteht. Aber in Landsberg geschah das Erstaunliche, daß all solche Erinnerungen und Betrachtungen, die bei anderen Menschen beinahe immer zermürbend wirken und auch so wirken sollen, von einer ungeheuren Seelen- und Willenskraft verwandelt und zu Antriebskräften einer stürmenden Kampfhandlung umgestaltet wurden. Die Ruhe des Gefängnisses führte nicht zur Erschlaffung, sondern wurde als eine neue Gelegenheit zur Rüstung erkannt. Die Erinnerung an vergangene Dinge führte nicht zu matter Träumerei, sondern entnahm den Erfahrungen der Vergangenheit gestaltende Gesetze für die Arbeit an der Zukunft. Anstatt daß die feurigen Brände dieses Willens durch die muffige Luft der neuen Umgebung erstickt wurden, schmolzen sie neue Kräfte in ihren Glutfluß mit ein.

Damit aber stieß Adolf Hitler zu einer neuen, anderen Form des Führertums vor, die er bisher noch nicht nach außenhin gestaltet hatte. Bisher hatte er die Menschen unmittelbar geformt: Aug in Aug mit seinem dämonischen Willen hatten sie sich seinen Worten gefügt und waren zu Reihen und Scharen und Regimentern einer gehorsamen Gefolgschaft zusammengerückt. So oft er zu ihnen sprach, wirkte seine Rede wie in Befehl an ihr Gefühl. Sie spürten, daß dieser Befehl richtig war, sie wußten in ihrem Blut, daß auch ein Entschluß, den nur der vergängliche Augenblick geboren hatte, dem großen geschichtlichen Werke diente. Die großen Umrisse kannten sie von dem Haus, das sie einst errichten sollten; aber noch war mitten in den wilden Stürmen des Tages keine Zeit gewesen, auch von den Einzelheiten des Hauses zu reden. Wozu auch, wenn das Vertrauen der Gefolgschaft in die geschichtliche Gültigkeit aller Entschlüsse ihres Führers ohnehin nicht zu erschüttern war?

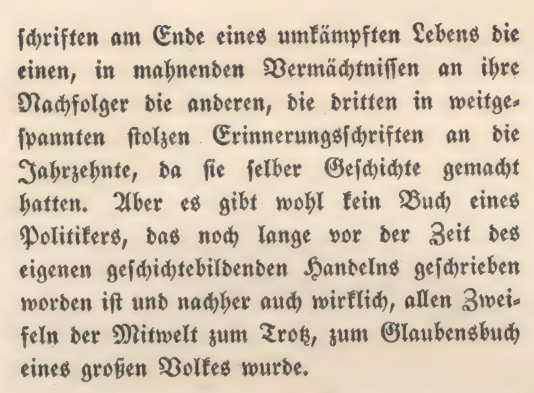
Nunmehr aber war die Unmittelbarkeit des alten Befehls zerrissen. Der Führer sah seiner Heerschar nicht mehr ins Auge, nicht mehr strahlte sein zusammenzwingender Blick über sie hin. Darum tat not, das große *Gesetz* zu formen, *das den Willen des Führers auch dann verkündet, wenn er nicht mehr persönlich vor der Gefolgschaft steht.* Als Adolf Hitler in Landsberg sein Buch schrieb, erwies sich, daß er zu seinem Führertum als Massenformer noch das neue Führertum des Gesetzesformers hinzugefügt hatte.

Das aber war der Schritt vom vergänglichen Tag in die Ewigkeit der Geschichte.



Es gibt viele Staatsschriften in der Geschichte der großen Völker. Aber die Geschichte berichtet von keiner, die im Gefängnis entstanden wäre. Viele Staatsmänner haben der Nachwelt ihre Weisheit überliefert, in großen Rechtfertigungs-

32



schriften am Ende eines umkämpften Lebens die einen, in mahnenden Vermächtnissen an ihre Nachfolger die anderen, die dritten in weitgespannten stolzen Erinnerungsschriften an die Jahrzehnte, da sie selber Geschichte gemacht hatten. Aber es gibt wohl kein Buch eines Politikers, das noch lange vor der Zeit des eigenen geschichtebildenden Handelns geschrieben worden ist und nachher auch wirklich, allen Zweifeln der Mitwelt zum Trotz, zum Glaubensbuch eines großen Volkes wurde.

Viele Gesetzesbücher gibt es in der Geschichte der Menschheit, unumstößliche, klar gefaßte, harte Dogmen zur Begründung und Ordnung einer Gemeinschaft. Aber es gibt kein anderes Gesetz, das so wenig doktrinär, so tief dem lebendigen Leben verhaftet, so reich an dynamischer Spannung ist wie das Buch Adolf Hitlers.

Drei Dinge machen seine geschichtliche Bedeutung aus: der Ursprung seiner Lehre in der persönlichen Erfahrung; der außerordentliche Sinn für geschichtliche Kräfte und organische Gesetzlichkeiten; die Kraft der Prophetie, die Strich für Strich die Gestalt eines Reiches zu zeichnen vermag, das damals als die Ausgeburt einer leeren Utopie empfunden wurde, aber bereits nach zehn Jahren in seinen Grundformen Wirklichkeit geworden ist. Daß aber diese Erfahrung, dieser Sinn für die schöpferischen Gewalten und diese verkündende Kraft sich zu einer untrennbaren Einheit verschmelzen; daß ein kleiner Bauarbeiter in seinem beschränkten eigenen Erlebnisbereich die großen Gesetze der Geschichte gespiegelt findet; daß der ungenannte Soldat hinter dem eigenen Schicksal das Schicksal des Volkes ablaufen sieht; daß ein eigenes Erlebnis Einsichten vermittelt, aus denen unvermutet eine Verkündigung und eine zwingende Forderung entstehen: diese ungewöhnliche Fähigkeit, im Kleinsten das allgemeine Gesetz zu erkennen und umgekehrt nach dem großen Lebensgesetz die Vielfalt der kleinen Ereignisse zu mächtigen Spannungen zu ordnen, gibt diesem Buch seine schöpferische Bedeutung. Zu allen Zeiten ist der Blick für die wirklich bewegenden Elemente der Geschichte selten gewesen. Bei Adolf Hitler aber ist die Kraft zur Zusammenschau einzigartig. Und doch kann nur der zu großen Gestaltungen gelangen, der dieser Kraft zur Zusammenschau mächtig ist und das lebendige Erbe seiner Erfahrung als Mittel für seine Schöpferarbeit zu nützen weiß.

Man kann hier nicht eine regelrechte „Besprechung" dieses Buches bieten: welch anmaßendes Unterfangen wäre das gegenüber dem Reichtum, der da ausgebreitet liegt. Aber man kann auf einige der mächtigsten Grundgedanken deuten, die die Unerschöpflichkeit dieses Buches beherrschen wie hohe Berge eine reiche, vielfältige Landschaft.

Wie klar verrät schon der erste Satz des Buches, daß hier der Bericht über das eigene Leben nur dazu dient, vom Geschick des Volkes zu reden und daraus wieder ein allgemeines und verpflichtendes Gesetz zu läutern! „Als glückliche Bestimmung gilt es mir heute, daß das Schicksal mir zum Geburtsort gerade Braunau am Inn zuwies." Ein kleiner berichtender Satz nur — und doch: schon steht dahinter das Erlebnis eines ganzen deutschen Stammes auf, erhebt sich ein Schicksal, das über die gesamte Nation unerhörte Folgerungen verhängte. Wir alle kennen heute, nachdem das Buch zehn Jahre lang das Denken des deutschen Volkes verwandelte, das Urteil, das Adolf Hitler über die habsburgische Monarchie und ihre Verflechtung mit dem Reiche fällte. Wer aber hatte, ehe das Buch erschien, jemals in solch vernichtender Klarheit die Spannungen gesehen, die diesen Staat, dem sich das Reich auf Gedeih und Verderb verschworen, zerstörend durchzuckten? Keiner der Klugen und keiner der Verantwortlichen der Vorkriegszeit hatte die innere Schwäche dieses Staates, dem man sich in Nibelungentreue verbunden hatte, richtig erkannt — aber ein blutjunger Mensch war irgendwo auf einem Baugerüst gestanden und hatte mit Steinen und Mörtel auch seine Sorgen um Volk und Reich mitgeschleppt, als wäre er ausersehen, das Schicksal zu wenden, das er heraufziehen sah — er allein in einer zufriedenen, leichtgläubigen Welt . . . .

Wer auch unter den führenden Männern der Vorkriegszeit hatte gewußt, was in der letzten Konsequenz „Marxismus" bedeutete — die mächtige Ideologie, die gegen die Gefüge des alten Staates wie ein Rammbock wieder und wieder vorstieß? Sie kannten aus dicken Büchern die Theorien, die ihnen wichtiger schienen als

die brutale Entschlossenheit, mit der sie vertreten wurden — aber dem Bauarbeiter, der sich in Wien durchhungern mußte, hatte man die Drohung in die Ohren gegellt, ihn vom Baugerüst zu werfen, wenn er sich nicht vor dem Marxismus beugen wolle. Erfahrung am eigenen Leib, totnaher Blick in die wilden Augen des völkerfressenden Drachen: das war wahrhaftiger als alle Theorie, und lebensnäher mußte die Folgerung sein, die aus solchen Erfahrungen aufwuchs.

Auch von den heimtückischen, drahtziehenden Kräften im Hintergrunde wußten sie nichts, die Herren der alten Zeit, die an der Spitze des Staates standen und Überblicke besitzen sollten, während sie doch nur blind vor den eigentlichen Entscheidungen und den geschichtewendenden Veränderungen standen, die sich überall vor dem Kriege leise angebahnt hatten. Der Bauarbeiter in Wien aber stand mitten drinnen in den wilden Wirbeln der unruhigen, aufgewiegelten Welt. Und während droben auf dem Parkett der Diplomatie die Herren der riesigen Börsenprofite angesehen und ehrenwert waren, lief drunten dem kleinen Bauarbeiter der Jude ohne Tarnung tagtäglich über den Weg. Er fand ihn in der hetzenden Zeitung, er sah ihn die marxistischen Heere gängeln, zu denen die Arbeitskollegen ihn selber, den abwehrenden Bauernsprößling, pressen wollten. Und wiederum zog er die Folgerung aus dem Geschauten. Und wieder erhob er die Folgerung zu einem Gesetz, das seinem Glauben nach jedes Volk beherrschen müsse, wenn es gesund bleiben wolle.

Immer die gleiche Einsicht eröffnet dies Buch, das über den bisherigen Verlauf eines ungewöhnlichen Lebens berichtet und dabei zur großen politischen Offenbarung wird: daß keine Forderung gestellt, kein Gesetz ausgesprochen, kein Urteil gefällt wird, das nicht an der eigenen Erfahrung hundertfältig geprüft worden wäre.

Man hat dieses Verhalten, aus einem persönlichen Erlebnis sogleich eine Forderung und einen Führungsanspruch für die eigene Einsicht zu entwickeln, wohl anmaßend genannt. In Wirklichkeit gibt es keine größere Ehrfurcht vor dem inneren Recht der politischen Wirklichkeiten, als Adolf Hitler sie in seinem Buche verrät. Wie willkürlich hatte demgegenüber die andere politische Lehre, die mit einem unnachgiebigen Herrschaftsanspruch auftrat, der Marxismus, die Wirklichkeit vergewaltigt! Wie skrupellos hatte Marx die Konstruktionen seines analysierenden Gehirns dem Leben aufzwingen wollen! Wo bei ihm sich intellektuelle Gewalttätigkeit breitmacht, die der abstrakten Konstruktion zuliebe bedenkenlos jede Erfahrung in den Wind schlägt, ist die Lehre des Führers aus der großen Ehrfurcht vor der Erfahrung erwachsen. Wo das Gehirn immer nur analysiert, bis am Ende die volle Zersetzung grinst, zwingt der baumeisterliche Geist des Deutschen die Vielheit der Dinge zu einer neuen Schöpfung zusammen. Und wo der Jude zum Kampf für sein Werk nur den Haß und die Verneinung aufruft, wirbt Adolf Hitler in seiner Gefolgschaft die Träger der edelsten Werte.

Denn darin besteht zum anderen die Bedeutung des Buches: es ist in jeder seiner Ideen und seiner Forderungen darauf abgestellt, das deutsche Volk einer großzügigen Erziehung zu unterstellen. Eine der schmerzlichsten Einsichten in unsere Geschichte lehrt, daß unser Volk, das sich der reichsten Gaben rühmen kann, seiner Kraft nie auf die Dauer froh geworden ist. Übermächtige Schöpfungen stellte es in die Welt, in herrscherlichen Staatengebilden trat es immer wieder an die Spitze anderer Völker — aber immer wieder sank jede Leistung zu einem Nichts zusammen, weil plötzlich die Kräfte, die sie ans Licht emporgetragen hatten, wieder versagten. Niemals waren sie in eine harte Zucht genommen worden, streng, unnachsichtlich, in ihren Ansprüchen so erbarmungslos, daß sie nie wieder erschlafften. Immer hatte die langdauernde Züchtung auf die großen politischen Tugenden hin gefehlt: auf dauernde Einsatzbereitschaft, auf dauernde Zähigkeit, auf dauernde Beharrlichkeit, auf langes Entbehrenkönnen, auf einen nie erlöschenden Dienst am Ganzen, auf eine bleibende Selbstlosigkeit. Das Müdewerden ist unsere größte Gefahr. Unsere größte Aufgabe ist es, uns zur großen Beharrlichkeit im Dienen und Kämpfen zu rüsten!

Weil Adolf Hitler wie kein anderer die seelische und willensmäßige Rüstung der Nation in Angriff genommen hat, wird ihn die Geschichte dereinst den größten politischen Erzieher des deutschen Volkes nennen. Tagtäglich er-

34



leben wir heutzutage die Wirkung dieser schwersten aller politischen Arbeiten, der Umformung der Seele unseres Volkes für die Aufgaben künftiger Jahrhunderte. Aber bereits vor zehn Jahren hat der Führer sie in seinem Buche als eine der entscheidenden Zielsetzungen für die nächsten Generationen proklamiert. Man muß sich erinnern, wie geschwächt an Charakter und Willen damals unser Volk durch die Zeit tändelte; der Jazz erlebte seinen großen Einbruch und begann, die Nation in ihrer seelischen Substanz zu zerstören; Stresemanns redseliger Mund lief über von den Phrasen der Menschheitsliebe und der friedfertigen Schafsgeduld; wer sich aber zum ewigen Gesetze des Kampfes bekannte, wurde landauf landab als Narr und Verbrecher und als Auswurf der Menschheit verschrien.

Da setzte Adolf Hitler den verlotternden Massen ein neues, uraltes Vorbild entgegen: den Kerl. Die tapfere Haltung des Kerls, den Lebensstil des Soldaten, des einsatzbereiten Dieners, des Opfergängers zeigte er als die Kraft, die von jeher die großen geschichtlichen Aufgaben gemeistert hat. Und langsam wurde die Seele des Volkes, das sich der Lüge und der entnervenden Lockung verschrieben hatte, wieder gesund. Seither steht vor dem deutschen Volk verpflichtend wieder das Bild einer Haltung, die kämpferisch, hart, streng im Dienst, bereit zum Verzicht für die Gemeinschaft ist. Was die Gestalt des deutschen Menschen heute formt, hat damals der Führer in seinem Buche als die wirkende Kraft großer Geschichte geschildert: den politischen Charakter.

Nun aber ist der politische Mensch der eigentliche gestaltende Mensch und darum der innerlich stärkste Menschentyp. Wie von selber ergab sich da, daß sich dem Führer von dieser Voraussetzung her auch die alte Lehre von der Bedeutung der Rasse neu bestätigen mußte. Schon lange hatte die Wissenschaft die Menschenrassen untersucht und bewertet; lange war auch schon anerkannt, daß die große Gestalterrasse die nordische sei. Aber erst Adolf Hitler, mit dem auf gleicher Ebene auch Alfred Rosenberg focht, hat diese Erkenntnis der Wissenschaft zu einer politischen Einsicht gewandelt und damit zu einem Werkzeug der Volksformung gemacht. Es war kein bloßes wissenschaftliches Interesse, das ihn als den einzigen Kulturschöpfer den Arier bezeichnen ließ. Einzig die Sorge um den Bestand und die Kulturfähigkeit seines Volkes gebot ihm, seinem politischen Weltbild auch diese biologische Erkenntnis mit all ihren geschichtlichen Auswirkungen einzubauen. Wie hatten sie damals alle gehöhnt, die Politikaster der Parlamente und der Redaktionen, daß hier ein Politiker wie ein Hundezüchter denke! Aber wie hatten sie alle am Kern der Dinge vorbeigesehen: daß nämlich nicht der theoretisierende Intellekt, den sie freilich meisterhaft zu beherrschen gelernt hatten, sondern die Gesetze des organischen Lebens den Weltlauf bestimmen. Gewiß war noch niemals ein Staatsmann der neueren Geschichte den Weg zum Blut und zum rassischen Vorrang gegangen. Adolf Hitler, Festungssträfling und reifender Staatsmann, hat diesen Schritt als erster getan: auch hier ein schöpferischer Revolutionär.

Ein schöpferischer Revolutionär! Denn wenn er in seinem Buch sich zunächst in Kritik ergeht, schonungslos in der Verfolgung aller lebensunwürdigen Ordnungen, und wenn er sodann in reiner Betrachtung sich mit den Grundkräften beschäftigt, die einem Volke die geschichtliche Bedeutung geben, so gewinnen diese Betrachtung und diese Kritik ihre Kraft doch erst darin, daß Adolf Hitler sie für den kommenden Aufbau einsetzt. Er will nicht verneinen, und er will nicht nur untersuchen: er will gestalten! Er ist kein Demagoge, und er ist auch kein liberaler Professor, sondern er ist Täter und Schöpfer zugleich! Jeden Satz seines Buches prägt der entschlossene Wille zu einem neuen Reich. Jeder Gedanke soll ein Baustein in dem Gefüge der kommenden Ordnung sein.

Und in einer wahrlich ungeheuren Schau, mit kühnen, starken Strichen reißt er die künftige deutsche Volks- und Staatsordnung auf: den kommenden deutschen Führerstaat — den kommenden deutschen Volksstaat mit seinem nationalistischen Bekenntnis und seiner sozialistischen Verpflichtung — den kommenden deutschen Rassenstaat. Jede dieser Gestaltungen ein Schritt in nie betretenes Gelände. Jede dieser Vorstellungen ein revolutionärer Ausgriff von geschichtewendender Kraft. Jeder dieser Gedanken eine Quelle unaufhörlichen Anspruchs

an die Kraft und die Bereitschaft der Nation. Wohl niemals hat ein Staatsmann sein Werk so scharf und klar vor sich gesehen wie Adolf Hitler. Und selten hat ein Mensch so kühne Umgestaltungen geträumt und so verzehrend an ihre Verwirklichung auch schon zu einer Zeit geglaubt, in der ihm alle Macht zu Tat und Schöpfung genommen war.

Man darf es nie vergessen: diese Geschichte, nach denen sich ein Volk bis in den Grund seiner Seele verwandeln wird, stürzen auf einen Menschen ein, der nichts besitzt als seinen Glauben und draußen, da und dort verstreut, ein kleines Häuflein treuer Menschen. Nüchterne Wände sind um ihn, als er die Visionen von einem neuen Volk niederschreibt. Nur wenige Gefährten sind um ihn, zu denen er von all den Bildern reden kann, die ihm, dem Einsamen, dem Schöpfer, das innere Gefüge eines neuen Reiches offenbarten. Nur selten ist es einem Geschlecht vergönnt, in seiner eigenen Mitte einen Menschen zu erleben, der eine echte Sendung trägt. Vor allen anderen Geschlechtern ist es ausgezeichnet, und gläubig müßte es sich dem Rufe öffnen, den der Träger der Sendung erhebt.

Aber das Deutschland von 1924 und 1925 hatte keinen Sinn für das Wunder, daß sich in seiner Mitte einsam und still ein Reich zu bereiten begann. Blind und betört liefen die Massen den Lügenweisen der neuen Machthaber nach, die wie der alte Rattenfänger schmeichelnde Lieder spielten und auf den Abgrund von Versailles zuliefen. Hitler saß in Landsberg, als das herrschende System dem deutschen Volk den Dawes-Plan aufredete. Die Kapitalisten im Weimarer System betrogen das Volk, indem sie die werbende Fahne der Dawes-Anleihe aushingen: gepumpte Milliarden kamen ins Land, unerhört würde die Ankurbelung der Wirtschaft sein, die Fabriken würden sich rationalisieren lassen, ein Segen von Wohlstand und Genuß würde das arme Land überschwemmen.

Und genau so belogen die Marxisten das Volk über das heraufziehende kapitalistische Verderben: der sozialdemokratische „Vorwärts" ließ in einer Zeichnung eine strahlende Sonne, die auf der Scheibe das Zeichen des Dollar trug, über Deutschland aufgehen und schwätzte genau wie der Kapitalist in den Banken vom kommenden Glück. Die Parteien der Rechten aber schrien wohl Zeter und Mordio über den Plan der amerikanischen Hochfinanz, doch als sie sich zu ihren Worten bekennen sollten, als sie gradestehen und treu sein sollten, brach ihnen das Rückgrat wie immer, wenn eine Entscheidung zu fällen war. Zur Hälfte setzten sich die Deutschnationalen für die Annahme des Planes ein — Dawes-Patrioten, abstoßende Zeugen für die Erbärmlichkeit einer untergehenden Welt. Nur Adolf Hitler sah die Wirkung des Planes in entsetzlicher Klarheit voraus. Und ohnmächtig, selber in den Abwehrkampf einzugreifen, läßt er seine wenigen Redner die nackte Wirklichkeit des Planes verkünden, die die optimistische Erfüllerregierung mit Lügen und Versprechungen verdeckt.

Man lacht über die Narren und Hochverräter, die immer noch Politik machen wollen, obwohl doch ihr Putsch erst vor einigen Monaten kläglich zusammengebrochen ist. Aber schon nach zwei Jahren erweist sich, daß diese Narren und Hochverräter richtig gesehen hatten — selbst wenn sie im Gefängnis gesessen und von der pulsenden Wirklichkeit des politischen Lebens abgeschnitten gewesen waren! Es ist nicht sonderlich schwer, politische Urteile zu fällen, wenn man die politischen Strömungen im Volk selber beobachten kann. Aber unermeßlich schwer ist es, eine Äußerung feinster Instinkte, und ein Zeichen der Gnade ist es, den richtigen Weg eines Volkes auch dann zu wissen, wenn man in den Verließen dieses Volkes liegt und die Ketten dieses Volkes trägt. Man hatte dem Führer auch die geringsten Voraussetzungen für sein Werk, die Verbindung zum äußeren Leben, rauben wollen. Aber er wußte um das innere Leben der Nation, um ihre Bedrängnisse, wie um ihre Aufgaben, wie um ihre Möglichkeiten. Und weil er diesen tiefsten Dingen vertraut war wie kein anderer, hat er auch in der Einsamkeit der Gefangenschaft diesem Volk ein Gesetz geben können, das für die vergängliche Stunde genau so galt wie für viele Geschlechterreihen im langen Marsch der kommenden Jahrhunderte.

36



Die Feste Landsberg

Aufn.: Heinrich Hoffmann

Erinnerungstafel über der Zellentür

Adolf Hitler während seines Aufenthaltes in Landsberg

Aufn.: Heinrich Hoffmann

Der Führer verläßt die Festung

ABC der Aussenpolitik

Abessinien ist einer der ganz wenigen noch unabhängigen Eingeborenen-Staaten in Afrika. Als Italien, dem die benachbarten Kolonien Eritrea und Somaliland gehören, 1896 den Versuch machte, eine auf Grund des Vertrages von Utschalli (1889) in Anspruch genommene Oberherrschaft in die Tat umzusetzen, wurde es bei Adua geschlagen und mußte im Frieden von Addis Abeba (1896) auf sie verzichten. 1906 wurde ein Vertrag zwischen Italien, Frankreich und England über die Unabhängigkeit Abessiniens geschlossen, 1925 ein neuer Vertrag zwischen Italien und England über wirtschaftliche Einfluß-Sphären in Abessinien, gegen den Abessinien beim Völkerbund, dem es 1923 beigetreten war, protestierte. Am 2. August 1928 wurde ein Italienisch-Äthiopischer Freundschafts- und Schiedsvertrag abgeschlossen. Trotz noch am 29. September 1934 ausgetauschter Nichtangriffserklärungen fand am 5. Dezember 1934 ein Zusammenstoß zwischen italienischen und abessinischen Grenztruppen statt. Italien entsandte daraufhin Anfang 1935 mehrere Divisionen in seine an Abessinien angrenzenden Kolonien. Abessinien hat sich deswegen unter Berufung auf Art. 11, später auch auf Art. 15 der Völkerbundssatzung wiederholt an den Völkerbund gewandt. Bei seinen Bestrebungen in Abessinien stößt Italien auf Interessen von Frankreich und England (das namentlich wegen des für die Bewässerung des Sudans wichtigen Oberlaufs des Nils – des Blauen Nils und Tana-Sees – beteiligt ist) und seit einiger Zeit auch auf die japanische Konkurrenz. Mit Frankreich hat Italien in den Römischen Abmachungen im Januar 1935 ein weitgehendes Einvernehmen erzielt. Als sein Ziel bezeichnet Italien die „Humanisierung" Abessiniens.

Agreement (engl. = Übereinkunft). Formlose Abmachungen zwischen Staaten, die keiner Ratifikation bedürfen, aber oft von weittragender politischer Bedeutung sind. Gentlemen-Agreement: mündliche, aber bindende Übereinkunft zwischen Staatsmännern (z. B. die schon 1905 beginnenden Abmachungen zwischen den Generalstäben Englands und Frankreichs, die vielfach in dieser Form erfolgten). Vor der Konferenz von Stresa am 11. April 1935 wurde ein Gentlemen-Agreement zwischen dem russischen Außenminister Litwinow und dem französischen Außenminister Laval abgeschlossen, das Frankreichs Haltung festlegte.

Autarkie (griech. = Selbstgenügsamkeit, Selbständigkeit) bedeutet die wirtschaftliche Unabhängigkeit eines Staates vom Auslande, d. h. das Land selbst vermag infolge seiner Lage, seiner Bodenschätze, der Arbeitsleistung seiner Bevölkerung alles zu erzeugen, was es braucht. Die weltwirtschaftliche Arbeitsteilung hat eine solche Unabhängigkeit in vielen Ländern beseitigt. Alle Voraussetzungen für eine Autarkie gibt es z. B. in den Vereinigten Staaten von Amerika. Deutschland steht bei weitem nicht so günstig da, es wird bei ernsthafter Anstrengung aber doch imstande sein, sich wesentlich unabhängiger von ausländischen Zufuhren, insbesondere von Nahrungs- und Genußmitteln, zu machen, als es früher im Zeichen der liberalistischen Hemmungslosigkeit der Fall war.

Autonomie (griech. = Selbstgesetzgebung, Selbstverwaltung), das Vorrecht des selbständigen, souveränen Staates, seine Angelegenheiten selbst und ohne fremde Einmischung zu ordnen und zu verwalten. Im gleichen Sinne redet man auch von der Autonomie bestimmter Gebietsteile oder Bevölkerungsgruppen im Staate. Z. B. genießt das von Deutschland abgerissene Memelland nach dem Memelstatut theoretisch Autonomie im Rahmen des litauischen Staates. (Sie ist tat-

sächlich allerdings von Litauen ständig verletzt worden.) Über eine beschränkte (Verwaltungs-) Autonomie verfügen manche Körperschaften, z. B. die Kirchen. Eine wichtige Frage ist heute die der Kulturautonomie der fremden Volksgruppen (Minderheiten) im Staate. Es ist das gerechtfertigte Ziel aller Volksgruppen, ihr kulturelles Eigenleben (namentlich ihre Muttersprache) ungestört zu pflegen. Nur einzelne Länder haben den deutschen Volksgruppen die Kulturautonomie eingeräumt (z. B. Estland durch Gesetz vom 5. Febr. 1925), sie aber leider später vielfach wieder eingeschränkt, obwohl sie alle gerade dem deutschen Bevölkerungselement außerordentlich viel zu verdanken haben.

Balfour-Erklärung (Zionismus). Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Juden entstandene Bewegung, die eine Rückwanderung der Juden nach Palästina und Gründung eines jüdischen Nationalstaates dort erstrebte. Führer war der Wiener Schriftleiter Theodor Herzl. Der erste Zionistenkongreß fand 1897 in Basel statt. Im Kriege wurde den Juden durch die Balfour-Erklärung vom 5. November 1917 versprochen, in Palästina eine „jüdische Heimstätte" zu errichten (Balfour war damals englischer Außenminister). Nach dem Weltkriege wurde das bis dahin türkische Palästina Mandatsgebiet des Völkerbundes und England Mandatar. Dabei übernahm die Mandatsmacht die Verpflichtung, die jüdische Einwanderung zu fördern (Art. 6 des Mandatsstatuts). Gegen die jüdische Masseneinwanderung (es wohnen in Palästina etwa 760 000 Araber und 310 000 Juden) setzte sich die einheimische arabische Bevölkerung zur Wehr. Es kam verschiedentlich (insbesondere 1929) zu blutigen Zusammenstößen zwischen Arabern und Juden. Infolgedessen sah sich die Mandatsmacht genötigt, die jüdische Einwanderung zeitweise zu verbieten. Von den rund 90 000 jüdischen Flüchtlingen, die seit dem Umsturz Deutschland verlassen haben, haben sich nur 13 000 nach Palästina gewandt. (Insgesamt leben 14—16 Millionen Juden auf der Welt.) Der Merkwürdigkeit halber mag hier erwähnt sein, daß es seit 1934 auch innerhalb der Sowjetunion eine autonome Judenrepublik Biro-Bidschan (am Amur) gibt.

Balkanpakt. Gegenüber der mannigfachen Einmischung einzelner Großmächte in die Angelegenheiten der Balkanstaaten, die oft zur Bevormundung führte, und gegenüber dem Kampf dieser Großmächte um die Vorherrschaft auf dem Balkan machte sich unter der Parole „der Balkan den Balkanstaaten" eine Gegenbewegung geltend, die eine größere Selbständigkeit der Balkanstaaten zum Ziele hatte. Der Anstoß zum Abschluß eines „Balkanpaktes", als einer Art „Balkan-Locarno", ging vor allem von der Türkei und von Griechenland aus. Außer diesen Staaten sollten Südslawien, Rumänien und Bulgarien an ihm teilnehmen. Bulgarien weigerte sich indessen, einem solchen Pakt beizutreten, da es von ihm die Verewigung seiner ihm durch das Diktat von Neuilly (17. September 1919) aufgezwungenen Grenzen befürchtete. Auch Albanien ist nicht miteinbezogen worden. Es kam daher nur ein Pakt zwischen Südslawien, Rumänien, Griechenland und der Türkei zustande, in dem sich die Unterzeichner ihre Grenzen gegen einen angreifenden Balkanstaat — gegebenenfalls durch militärische Hilfe — garantieren. Die Türkei hat außerdem den Vorbehalt gemacht, daß sie bei einem Konflikt zwischen Rumänien und der Sowjetunion nicht einzugreifen brauche. Dieser Pakt ist am 9. Februar 1934 von den genannten Staaten in Athen unterzeichnet worden. Der Balkanpakt hat in Italien zeitweise eine gewisse Verstimmung ausgelöst, zumal dieser Verband immer deutlicher in französisches Fahrwasser geriet und dazu bestimmt schien, eine Art südöstliche Brücke zwischen Frankreich und der Sowjetunion zu bilden. Mussolinis Antwort war der schleunige Abschluß des Rompaktes mit Österreich und Ungarn im März 1934.



Ballhaus-Platz in Wien. Bezeichnung für das österreichische Auswärtige Ministerium nach der Lage seines Amtsgebäudes. Im Ballhaus von Versailles fand 1789 die Versammlung der Abgeordneten des 3. Standes statt.

38

Fragekasten

A. K., Freiburg i. Br.

Wie die NSK. meldet, hat sich die Gemeinde Steinkirchen, Kreis Lübben, bereit erklärt, für alle Jungen, denen es nicht möglich ist, das Geld für den monatlichen Beitrag aufzubringen und die deshalb dem Jungvolk fernblieben, das Geld hierfür an das zuständige Fähnlein 31 (Markgraf Gero) des Jungbannes 1/52 (Lübben-Spremberg) abzuführen. Die Gemeinde Steinkirchen hat somit in großzügiger Weise dazu beigetragen, daß alle Jungen von 10 bis 14 Jahren in ihrem Ort 100prozentig vom deutschen Jungvolk erfaßt werden.

Es würde sich empfehlen, diese Maßnahme auch in den von Ihnen beschriebenen Landstrichen anzuwenden. Es würde somit das Problem der mittellosen katholischen Jungen, die dem Jungvolk angehören wollen, von selbst gelöst. Ob katholische Jugendverbände oder Kirchengemeinden für Jugendliche Mitgliedsbeiträge verauslagen oder spenden, entzieht sich unserer Beurteilung.

C. F., Königs Wusterhausen.

Der Betriebsführer oder sein Stellvertreter ist nicht befugt, einen Betriebszellenobmann abzuberufen. Der Betriebszellenobmann wird von der Deutschen Arbeitsfront aus der Gefolgschaft heraus in sein Amt berufen. Er ist der Deutschen Arbeitsfront der Garant dafür, daß die nationalsozialistischen Grundsätze im Betriebe praktisch verwirklicht werden. Allein schon aus der Tatsache, daß der Betriebszellenobmann im Frühjahr jedes Jahres mit dem Führer des Betriebes aus der Gefolgschaft die Kandidaten für die Vertrauensmännerwahl auszusuchen hat, läßt die außergewöhnliche Stellung des Betriebszellenobmannes deutlich erkennen. Er muß der beste Kamerad der Kameradschaft sein, der er sich verpflichtet fühlt. Seine Abberufung kann niemals durch den Betriebsführer, sondern immer nur durch die Deutsche Arbeitsfront erfolgen.

A. G., Bottrop.

Vertrauensmänner brauchen nicht mit einem Syndikus zu verhandeln, auch wenn der Betriebsführer immer wieder verhindert ist. Das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit stellt in den Mittelpunkt allen Geschehens den Betrieb. Damit ist der Gewerkschaftssekretär als Interessenvertreter der „Arbeitnehmer" verschwunden und mit ihm selbstverständlich auch der „Syndikus". In einer aufrechten Betriebsgemeinschaft gehören Betriebsführer und Gefolgschaft zusammen. Der Betriebsführer kann nach dem Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit zwar einen Stellvertreter ernennen, ohne daß er sich dadurch aus seiner Verantwortung entfernen kann. Wenn er aber einen „Syndikus" mit seiner Vertretung beauftragt und seinen Vertrauensmännern zumutet, mit diesem an sich Betriebsfremden zu verhandeln, dann ist das ein Zeichen dafür, daß in dem Betrieb noch mancherlei geschehen muß. Mit Recht wird der Vertrauensrat die Verhandlung mit dem Syndikus ablehnen.

J. H., Lübben.

Bei Streitigkeiten aus der Sozialversicherung, also aus der Kranken-, Unfall-, Angestellten-, Invaliden- und Knappschaftsversicherung gewährt die Deutsche Arbeitsfront ihren Mitgliedern Schutz und Hilfe. Diese Hilfe, die in Beratung und Vertretung gegenüber den Versicherungsträgern und den sozialen Spruchbehörden besteht, gewähren die Abteilungen Sozialrecht der Rechtsberatungsstellen der Deutschen Arbeitsfront. Mit einer Verordnung vom 9. September ist diese Betreuung den Dienststellen der D.A.F. offiziell zugeteilt und die Winkelkonsulenten ausgeschaltet.

Das deutsche Buch

Alfred Maderno:

„Königinnen"

Keil-Verlag, Berlin, 1932. RM. 5,50. 216 Seiten.

Es ist eine notwendige und wertvolle Arbeit, um die Alfred Maderno, der Verfasser des ausgezeichneten Buches „Germanisches Kulturerbe am Mittelmeer" mit seinem neuen Werk den Büchermarkt bereichert hat. Die großen deutschen Männer des Mittelalters haben uns die Geschichte, wenngleich in einer oftmals falschen Deutung ihrer Taten und Meinungen, überliefert. Von den Frauen aber, die um sie waren und deren Einfluß nicht selten mitbestimmend auf wichtige Entscheidungen gewesen ist, wußte unser Volk bisher nur wenig. Dem abgeholfen zu haben, ist fraglos ein Verdienst Madernos. Ein guter Kenner der Geschichte, ein Schilderer von Rang mit gepflegtem Stil und der Begabung, sich in die tiefsten Seelenregungen der Frauen jener Zeit einzufühlen, zeichnet er uns ein anschauliches Bild der deutschen Königinnen des Mittelalters, ein Bild voller Leben und innerer Wärme, das zur Teilnahme nicht nur an dem oft dramatischen Ablauf einzelner Schicksale mitreißt, sondern darüber hinaus auch einen vorzüglichen Einblick in die politischen Ereignisse einer großen Vergangenheit des deutschen Volkes gewährt. Trotzdem ist die Darstellung knapp, ohne Weitschweifigkeiten und umfaßt alle Frauengestalten, die von Mathilde, der Enkelin Widukinds, bis zu Isabella von England, der Frau Friedrichs II., die deutsche Königskrone getragen haben. So wird uns von einem dreihundertjährigen Zeitabschnitt erzählt, zu dessen Verständnis eine vortreffliche Bildauswahl wesentlich beiträgt. Mag schließlich die Überfremdung der damaligen Lebensauffassung von Süden her auch in diesem Buche deutlich werden, so wird der Leser doch erkennen, in wie hohem Maße fast alle Königinnen des deutschen Mittelalters sich ihrer großen sittlichen Verpflichtungen bewußt waren, sei es auf Grund ihres germanischen Rasseinstinktes oder sei es aus der Tradition, die diesem Instinkt entstammt. z. M.

Hugo Paul Schreiber-Uhlenbusch:

„Gustav Wasa"

Verlag Oldenbourg, München-Berlin, 1935, 5,50 RM., Lw. 6,50 RM., 473 S.

Im Mittelpunkte dieses Romans steht Gustav Erikson Wasa, der Befreier seines Volkes von dänischer Fremdherrschaft und der Begründer der schwedischen Großmacht. Die Ähnlichkeit jener für die schwedische Nation schicksalhaften Zeit mit dem Geschehen unserer Tage tritt unaufdringlich, aber spürbar hervor. Die technischen Vorzüge des Romans — dramatische Spannung, gute Zeichnung der Zeit und ihrer Gestalten, lebhafte Szenen — sind ebenso anzuerkennen, wie die Schilderung des ergreifenden Kampfes eines edlen Volkshelden mit den Feinden seines Reiches und Volkes.

Das Buch kann empfohlen werden.

Paul Meier-Benneckenstein:

„Dokumente der deutschen Politik"

Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin, 1935. Leinen RM. 12,—.

Dieses Werk des Präsidenten der Deutschen Hochschule für Politik und alten Nationalsozialisten, Reg.-Rat Meier-Benneckenstein, sammelt diejenigen Dokumente, welche die entscheidenden Stufen des neuen Aufbaues erkennen lassen. Eine stattliche Reihe von Bänden ist vorgesehen und soll der Entwicklung als weltanschaulich zuverlässiger Beobachter folgen. Der I. Band vom Leiter der Bibliothek an der Deutschen Hochschule für Politik bearbeitet, enthält die Dokumente der Ereignisse des Jahres 1933 in vier Abschnitten, von der Eroberung der Macht bis zu den ersten Aufbaumaßnahmen der Verwaltung, der Rassenpolitik, der Kultur, der Wirtschaft und des Rechtes. Eine Zeittafel, ein bibliographisches und erklärendes Nachwort sowie ein Sach- und Namenregister ergänzen die klare Gliederung, so daß die Buchreihe schon in ihrem ersten Band ein wertvolles Quellen- und Forschungsmittel zu werden verspricht, das schnell und zuverlässig Auskunft gibt.

Doug Brinkley:

Ein Amerikaner sieht das neue Deutschland

Verlag Otto Elsner, Berlin, 1935. 95 S., 1,50 RM.

Der Verfasser dieses Buches, ein bekannter amerikanischer Journalist und Radiosprecher, hat während der letzten zwei Jahre vierzehn Monate in Deutschland geweilt und hier die Verhältnisse eingehend studiert. Er war sowohl im Memelgebiet in Ostpreußen, wie an der Saar, und ist bereits seinerzeit durch objektive und wahrheitsgetreue Veröffentlichungen in der deutschen wie in der amerikanischen Presse hervorgetreten. Brinkley hat viel dazu beigetragen, bei seinen amerikanischen Landsleuten Verständnis für das neue Deutschland zu wecken, so daß sie auf die in den USA. teilweise noch immer betriebene Hetz- und Greuelpropaganda nicht mehr restlos hereinfallen.

Hans Werner von Meyenn:

„Deutsche Sprüche"

Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 1935, 1,80 RM., Lw. 3,50 RM., 120 S.

Diese Sprüche vom Herausgeber in gemeinsamer Arbeit mit Werner Pleister zusammengestellt, bieten die täglichen Kernsprüche des Deutschlandsenders im Druck dar. Das Verlangen zahlloser Hörer nach dem genauen Wortlaut hat die Veröffentlichung in Buchform veranlaßt. Es sind keine Gedanken wissenschaftlicher oder philosophischer Grübelei es sind Aufrufe zur Besinnung, Verinnerlichung und Tatbereitschaft. Als eine greifbare Lebenshilfe gerade auch für die schlichten Menschen der Arbeit in Stadt und Land können sie bei Betriebsappellen und Kameradschaftsabenden, bei Festen und Feiern, bei Heimabenden und Zusammenkünften der politischen und kulturellen Gliederungen ein vorgesprochenes Geleitwort geben. Die Anordnung schreitet von der „Neuen Sittlichkeit und Gesinnung des Menschen", mit der „Erfüllung der Pflichten der Erde", dem „Ethos der Arbeit" und dem alles überwindenden „Glauben an die Zukunft" vorwärts zu dem „Volk, das in einem jeglichen von uns ist", bis zu dem Schlußabschnitt „Der Glaube an Gott tut noch täglich Wunder".

Albrecht Möller:

„Wir werden das Volk" — Wesen und Forderung der Hitlerjugend

Verlag Ferdinand Hirt, Breslau, 1935.

Der junge Verfasser sagt zur Einführung selber am besten, was sein Werk will und sein soll: „Dieses Buch soll nicht etwas über die Jugend schreiben (von solchen Büchern dürfte es schon genug geben), sondern es ist von der Jugend geschrieben worden: Es soll sein die Meinung der Jugend selbst. Dieses Buch will feststellen, daß unser junges Geschlecht der sozialistischen Nation gehört und für ihren Aufbau und Bestand die Verantwortung zu tragen hat . . ." So bringt dies Buch eine Auseinandersetzung der HJ. mit der Umwelt, die einer von den Millionen Hitlerjungen hier als einen knappen Ausschnitt zur Sprache bringt. Natürlich ist dies eine aus der schwungvollen Gläubigkeit des Jugendführers kommende Auseinandersetzung, die von den Reden des Führers, insbesondere der letzten Nürnberger Rede, noch so manches lernen kann.

Alfred-Ingemar Berndt — Kurt Kränzlein:

„Vom Arbeitsplatz zum M. G. Dreyse"

Verlagsanstalt Otto Stollberg GmbH., Berlin, 1935.

Die Verfasser, die beide mit zu den ersten Freiwilligen der neuen Armee gehörten, wollen durch dieses anschaulich bebilderte Büchlein den Wehrwillen der Älteren stärken, was der kurzweiligen Schilderung des Waffendienstes in einem achtwöchigen Ausbildungskursus zweifellos bestens gelungen ist. Der Oberbefehlshaber des Heeres, General der Artillerie, Frhr. von Fritsch, hat dieser Arbeit durch ein persönliches Geleitwort eine verdiente Anerkennung mit auf den Weg gegeben.

Bücher zu unseren Aufsätzen:

„Deutsche Kaiser im Mittelalter"

Alfred Rosenberg:

Der Mythus des 20. Jahrhunderts

Hoheneichen-Verlag, München, 1935. Preis 6,— RM.

„ABC der Außenpolitik"

Karl Haensel — Richard Strahl:

Außenpolitisches ABC

Ein Stichwörterbuch

Verlag: J. Engelhorns Nachf. — Stuttgart, 1935. Preis: 4,80 RM.

Auflage der Januar-Folge: 1 175 000.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Schriftleitung. Herausgeber: Reichsschulungsleiter Dr. Max Frauendorfer. Hauptschriftleiter u. verantwortl. f. d. Gesamtinhalt: Franz H. Woweries M.d.R., Berlin W 57, Potsdamer Str. 175, Fernruf B 7 Pallas 0012. Verlag: Zentralverlag der N.S.D.A.P. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Berlin SW 68 Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022. Druck: M. Müller & Sohn K.G., Berlin SW 68.

Titelseite: Kaisersiegel Otto I.
Zeichnung Professor Tobias Schwab